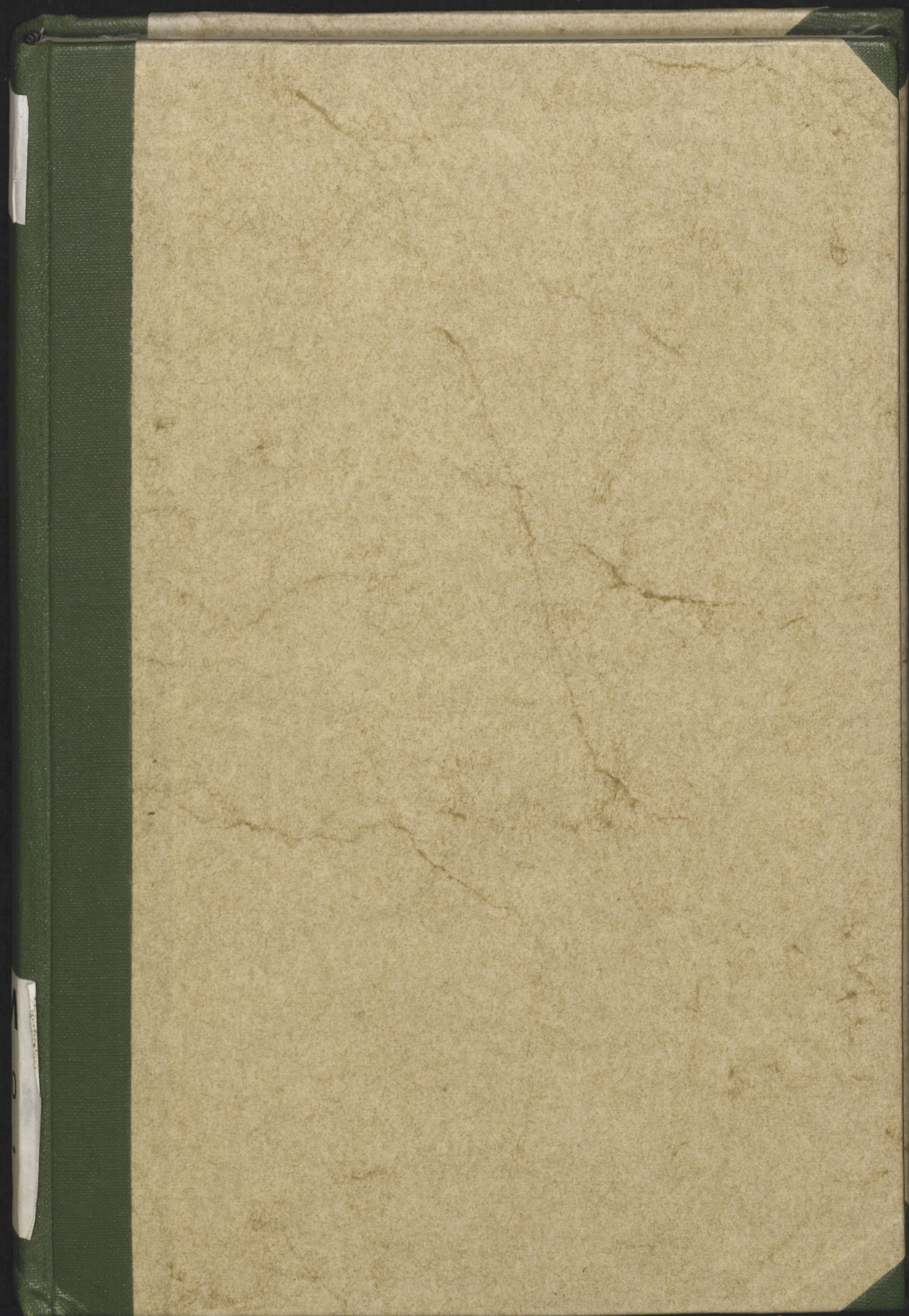
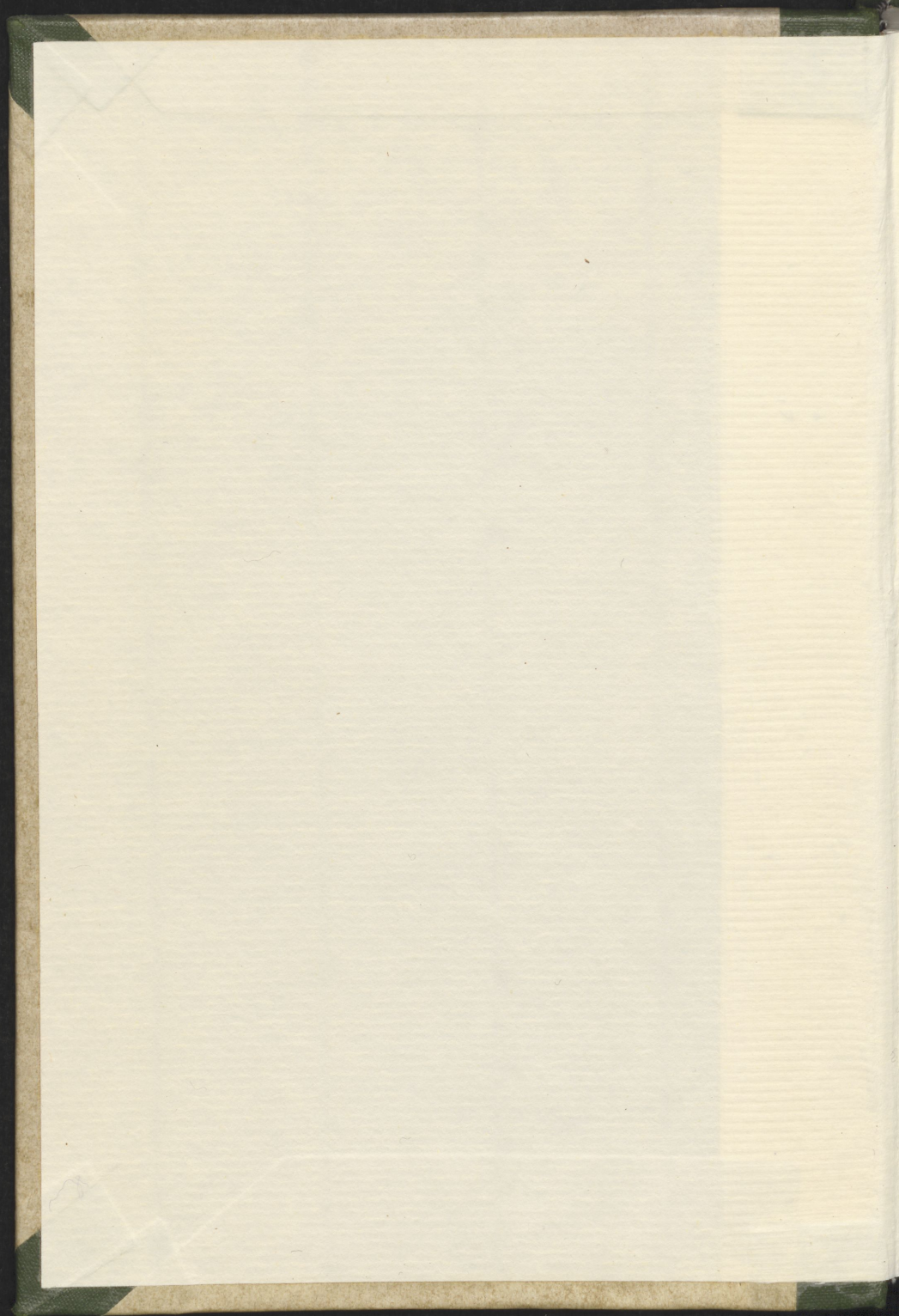










UBR069017327726







Max Herrmann

# Die Begegnung

Vier Erzählungen

G

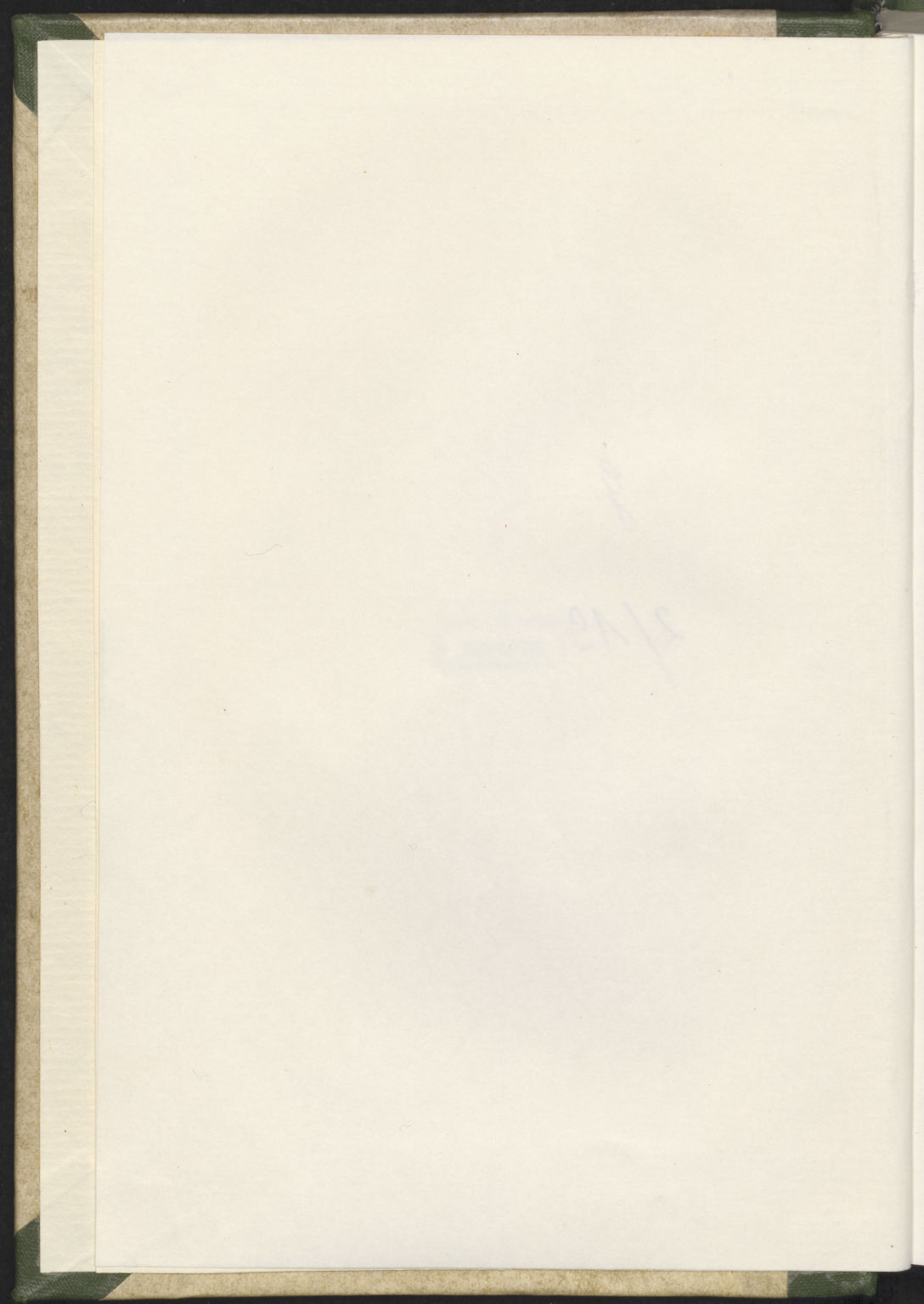
2/19

1925

---

Elena Gottschalk Verlag / Berlin

64/17442





Max Herrmann

# Die Begegnung

Vier Erzählungen

|                           | Seite |
|---------------------------|-------|
| Die Begegnung . . . . .   | 7     |
| Lucie und Maria . . . . . | 45    |
| Das Experiment . . . . .  | 117   |
| Die Klinkerts . . . . .   | 140   |

1925

---

Elena Gottschalk Verlag / Berlin

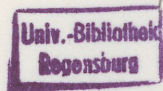
64/17142

64/GM. 3640. B 41. 925

Max Heltmann

# Die Begegnung

Vier Erzählungen



773859

1925

Klaus Gottschalk Verlag / Berlin

Verlag



## INHALTSANGABE

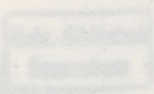
|                           | Seite |
|---------------------------|-------|
| Die Begegnung . . . . .   | 7     |
| Lucie und Maria . . . . . | 45    |
| Das Experiment . . . . .  | 117   |
| Die Klinkerts . . . . .   | 149   |

GM. 3640. B. 44. 225

# Die Begegnung

## INHALTSANGABE

| Seite |                           |
|-------|---------------------------|
| 7     | Die Begegnung . . . . .   |
| 45    | Lucie und Maria . . . . . |
| 117   | Das Experiment . . . . .  |
| 149   | Die Klinik . . . . .      |



558577



Man weiß, wie solche zufälligen Bekanntschaften zustande kommen. In der Hauptstadt sehnten sich viele danach, dem vorbildlichen Künstler die Hand reichen zu dürfen; man spazierte auf dem Corso, abhanglos, plötzlich rannte wer: „Das war Hermann Karst!“, da wurde flugs umgekehrt, zurückgerufen, dann wieder langsam herangepeirscht und versucht, möglichst unbefangen des Meisters Züge zu erspähen. Natürlich sah man vor lauter Erregung nicht einmal genau. In diesem gottverlorenen Provinznest aber mußte ausgesprochen der Klempnermeister *DIE BEGEGNUNG* an einem

Tische sitzen und fast bis zur Bruderschaft gedeihen. Works war früh von Hause fort, ein geschäftlicher Gang, jeder kennt das, die Frau brummt hinter einem her: „Ausreden sind wohlfeil!“ Man muß notgedrungen mit einer Grobheit auftrumpfen, lächelt aber innerlich, und kaum, daß sich das Haustor hinter einem schließt, wird die Zigarre angesteckt, vielleicht sogar ein leichtfertiges Lied gepfiffen. Jedenfalls mit unternehmungslustigem Wiegeschwitt in den freien Tag hineingestellt. Works trat noch in den Wurstladen und kaufte ein großes Stück Polnische, die gerade frisch in der Mulde hereingebracht wurde, schäkerte dabei mit den Verkäuferinnen, man muß ein bißchen mit ihnen schmausen, dann wiegen sie besser ab, kurz

DIE BEGEBUNG



Man weiß, wie solche zufälligen Bekanntschaften zustande kommen. In der Hauptstadt sehnten sich viele danach, dem vorbildlichen Künstler die Hand reichen zu dürfen; man spazierte auf dem Korso, ahnungslos, plötzlich raunte wer: „Das war Hermann Karst!“, da wurde flugs umgekehrt, zurückgerannt, dann wieder langsam herangepirscht und versucht, möglichst unbefangen des Meisters Züge zu erspähen. Natürlich sah man vor lauter Erregung nicht einmal genau. In diesem gottverlorenen Provinznest aber mußte ausgerechnet der Klempnermeister Worbs mit Hermann Karst an einem Tische sitzen und fast bis zur Bruderschaft gedeihen. Worbs war früh von Hause fort, ein geschäftlicher Gang, jeder kennt das, die Frau brummt hinter einem her: „Ausreden sind wohlfeil!“ Man muß notgedrungen mit einer Grobheit auftrumpfen, lächelt aber innerlich, und kaum, daß sich das Haustor hinter einem schließt, wird die Zigarre angesteckt, vielleicht sogar ein leichtfertiges Lied gepfiffen, jedenfalls mit unternehmungslustigem Wiegeschritt in den freien Tag hineingestellt. Worbs trat noch in den Wurstladen und kaufte ein großes Stück Polnische, die gerade frisch in der Mulde hereingebracht wurde, schäkerte dabei mit den Verkäuferinnen, man muß ein bißchen mit ihnen schmusen, dann wiegen sie besser ab, kurz



vor der Brücke stand der Spediteur Exner bei seinen Möbelwagen und gab den Kutschern Anweisungen, da mußte doch haltgemacht und die Lage besprochen werden, was die Kerle einem die Pferde ruinieren, wie rabiāt heutzutage die Packer sind. Am Wehr hockte wieder mal der Rentier Beyer beim Angeln; der weiß nicht, wie er dem Herrgott die Zeit totschiagen soll. Worbs guckt schnell auf die entgegengesetzte Seite, kommt da im Galopp der Rittmeister von Jeltsch angeprescht, heidi, wie der Hut vom Kopfe gerissen und mit unbändiger Kurve gedienert wird, übern ganzen Damm weg: „Habe die Ehre“, daß der Staub nur so ins offene Maul ballert, ach Gott, und dabei ist die Rechnung schon seit undenklichen Zeiten nicht bezahlt und wegen so eines kleinen Betrages möchte man sich die Sohlen von den Schuhen laufen. Worbs pfeift nicht mehr, und auch die Zigarre ist kalt geworden. Richtig muß doch an der Eisenbahnüberführung wieder dieser ekelhafte Krüppel den Gutdummen auflauern, der immer so widerlich seine Wunden zur Schau stellt, sich geradezu damit brüstet. Längst hätte er in einem Spital untergebracht sein können, wenn er nur seine Einnahmen darauf verwenden wollte, der hat gewiß manchen Tag eine bessere Kasse als ich, denkt Worbs, und ich muß den Kerl miternähren. Den Ausdruck „ekelhafter

Krüppel“ hat er übrigens vom Herrn Gewerberat; Worbs hatte damals im Schützenhause gegessen, sie waren von der Wallfahrt nach Sankt Rochus hier eingekehrt, der Tag war heiß gewesen, und als erst der Kürschnermeister eine Runde bezahlt hatte und der Bäcker eine andere, konnte man nicht zurückstehn, die Martha, das Biest, hatte gerade den Kunstgriff mit dem Geldstück vorgemacht, eine verfluchte Schweinerei übrigens, da war rot wie ein Puter der Herr Gewerberat hereingestürzt, ran ans Telephon und hineingemeckert, es solle doch mal die Polizei nach der Eisenbahnüberführung geschickt werden, um dem Skandal mit dem ekelhaften Krüppel ein Ende zu bereiten. Hinterher hatten die drei freilich über seine Wichtigtuerei gelacht und dem Bettler einen Schoppen hinausgeschickt mit der Warnung, zu verduften; aber eigentlich war Gewerberat doch ein reputables Amt, eine Autorität, das kann man schon sagen! Das könnte sein Artur vielleicht auch mal werden, der alte Worbs hatte sich damals gleich die Karriere erklären lassen, wenn er nur erst einmal das Abiturium bestanden hätte, kommt Zeit, kommt Rat. Jura soll er auf jeden Fall studieren, das ist und bleibt doch halt das vornehmste Studium! Der alte Worbs bekam immer noch einen ehrfürchtigen Schauer, wenn er mal als Zeuge das Amtsgericht



betreten mußte. Am besten, man hat nichts damit zu tun. Aber wenn mir einer meine Ware schlecht macht, glatt verklagen! Und an seiner Tür stand „Mitglied des Vereins gegen Bettelei“. Ordnung muß sein, alles was recht ist! Es ist nur ein langwieriges Studium, dem Glöckner Kunze seiner geht nun schon ins vierzehnte Semester; der sitzt freilich von morgens bis andern Tag morgens im Bahnhofshotel und sauft seinen Stiefel, ein Verhältnis soll er auch haben, und immer noch dieselbe aus der Primanerzeit her; unglückliche Eltern! Sein Artur war damit wohl nicht zu vergleichen. Saufen tut der nicht, und die Mädels guckt er erst gar nicht an, wollt's ihm auch anstreichen, nu da! Aber, weiß der Himmel, der Junge, der liest zuviel. Immer hockt er über den Schwarten, wo er was Gedrucktes sieht, schon hat er's in den Krallen, was soll man machen, ungebildet will man auch nicht scheinen, und die Mutter, die unterstützt den Bengel noch, läßt sich von ihm vorlesen, kommt der Alte unversehens ins Zimmer, schwapp, wie abgehackt, kein Laut mehr, und die beiden schweigen indigniert über die leidige Störung. Dabei ist man doch der Ernährer! Oder etwa nicht? War ihm nicht gleich damals, vor zwanzig Jahren, abgeraten worden, sich mit der Zahlmeistertochter einzulassen? Geld hängt da nicht raus, aber An-

sprüche zu machen verstehen die Zierpuppen. Dabei war sie das einzige Kind gewesen, verwöhnt bis dorthin und kein bißchen wirtschaftlich erzogen. Woher hätte sie's auch haben sollen; von der Mutter erzählte man sich schöne Dinge, einer hatte sie noch als Büfettdame gekannt, das Pack von Sergeanten fragt nicht, woher der Zaster kommt, und dann war's wie gewonnen, so zerronnen. Was brauchte eine Zahlmeistertochter auf die höhere Schule zu gehn, besser, sie lernte Kochen und Nähen, aber nein, 's muß partout übern Stand sein! Und die hatte sich der Worbs in den Kopf gesetzt. Sie war nicht einmal von hier; bleibe im Lande und eheliche, was in Betracht kommt! Nein, der Balg hatte 's ihm angetan! Arm und unpraktisch, das ist nichts für einen Handwerker. Damals hatte er sie justament genommen. Und sie hatte sich noch gesperrt, Sperrenzen gemacht, und schließlich, als sei's eine Gnade, sich herabgelassen. Warum war er eigentlich gerade auf die verfallen? Er wußte es im Augenblick selber nicht mehr. Am Ende war's doch nicht zum Schaden ausgeschlagen. Das Geschäft ging; daß die Frau nichts davon verstand, war eher ein Vorteil, da konnte sie ihm auch nicht dreinreden, zu einem Ladenfräulein langte es wohl Gott sei Dank, und einen Sohn hatte sie ihm auch geboren, und manche



beneideten ihn um die gebildete Frau. Er war jetzt an der Franziskanerkirche und überlegte: sollte er hineingehn oder nicht? Die Brüder hatten schon was von ihm geschluckt, das heißt, daran war auch die Frau schuld, die lud sie zum Kaffee ein, dann blieben sie immer gleich oben und kriegten wer weiß was eingepackt und gingen weg, als ob das Geschäft wieder mal geflutscht hätte. Verdammte, warum waren in der letzten Zeit häufig solche Andeutungen gefallen: „Ihr Herr Sohn hat recht gute Anlagen . . . Die katholische Wissenschaft braucht solche Köpfe . . .“, was sollte das heißen, umsonst war das doch nicht gesagt, einen Hintergedanken haben die immer — „Gelobt sei Jesus Christus!“ eben strich einer so harmlos wie möglich vorbei, auf leisen Sohlen und den Kopf eingeknickt, ganz Weltabgewandtsein, aber im Augenwinkel gleißte der Triumph: „Wir haben euch alle!“ und das „In Ewigkeit, Amen!“ kam wie eine Quittung zurück über pflichtgemäß beglichene Schuld. Man konnte nie wissen. Worbs hatte schon unwillkürlich den Kurs zum Kloster genommen, ärgerte sich über die eigenen Füße, die ihn so selbstverständlich ins Gehege der Mönche führten, machte automatisch die Geschichte mit dem Weihwasser, sah sich um. Richtig, man konnte kommen, wann man wollte, diese alten Schachteln

hockten immer in den Kirchenbänken, und, aha, er pfiff durch die Zähne, seh ich recht, klebte da nicht am Beichtstuhl die Friseurstochter, die am Schluß der Theatersaison mit dem Heldenspieler ausgerückt war, soso, war die wieder zurückgekehrt und tat nun Buße in Sack und Asche, recht so, recht so. Das Geld war wohl verbraucht, das sie dem Alten aus der Kasse geklaut hatte, und der Herr Galan hatte nun weiter keine Verwendung mehr für sie gehabt, eine saubere Bagage, diese Komödianten, na, nun hatte es wohl Senge gesetzt zu Hause, ihm wurde ordentlich wohl bei der Vorstellung. Und er war wahrscheinlich der erste, der sie wieder gesichtet hatte; da konnte er doch seiner Frau eine Neuigkeit mitbringen, das macht Laune. Ja, wenn das seine Tochter wäre, der wollte er zeigen, was eine Harke ist, es pfiff ihm angenehm kitzlig in den Ohren, und die Haare hatte sich das Luder auch abschneiden lassen, die verrückte Person, das soll so was heißen. Das kommt davon, wenn der Vater Theaterfriseur ist, ihm konnte natürlich so was überhaupt nicht passieren mit seinen Kindern! — Halt, was heißt: k o n n t e nicht, wie stand's um Artur, den Schlingel, irgend was stimmte da doch nicht ganz, kleine Marotten, gottlob, nichts Schlimmes, etwas Lesefieber . . . Aber Worbs betete doch rasend in sich



hinein: „Lieber Gott, laß den Artur Jurist werden, alle Examina beizeiten bestehen, laß ihn den Sohn vom Professor Wiedemann überflügeln, krank ärgern sollen sich alle darüber, was aus meinem Sohne wird, laß ihn Staatsanwalt werden, gib ihm einen schönen Sensationsprozeß, laß ihn einen auf den Tod bringen, daß er avanciert!“ Dann machte er mit einem Ruck kehrt, wie um dem lieben Gott erst keine Zeit zu einem Nein zu lassen, erledigte die Weihwasserpantomime beim Austritt ganz flüchtig und schöpfte, wieder auf der Straße draußen, tief Atem, als entrönne er eben einer unendlichen Strapaze. Und in einer Art Aberglauben vermied er es, von nun an noch einmal an das Thema Sohn zu rühren. Ohnehin war das Vorhergehende so anstrengend für ihn gewesen, daß es ihm zunächst einmal sehr gelegen kam, eine Weile überhaupt an nichts zu denken. Auch hatte er sich jetzt wohl einen kleinen Imbiß verdient. Er zog also die Wurst aus der Tasche und eine halbe Semmel und biß mit schmatzendem Behagen zu. Am Zaun der halbverfallenen Baracke, die zur Ziegelei gehörte, watschelte ein halbnacktes Kind herum, hielt inne, als es des Klempnermeisters ansichtig wurde, und bewegte sich, ohne einen Blick von seinen Kinnbacken zu lassen, auf den Kauenden zu. Worbs bekam eine fabelhafte Leichtigkeit

in seinen Schritt, bloß schnell vorbei, man soll erst kein Herzeleid machen; zu Hause hatte er's auch nicht gern, wenn sein Sohn merkte, daß dem Vater etwas Besonderes gebraten wurde, „Kinder müssen frühzeitig verzichten lernen“, pflegte er zu sagen. Nun war er so wie so mit der Wurst fertig, Semmel war halt immer zuviel da, von der halben blieb noch ein gut Teil übrig, da er gerade an der Cholerakapelle war, legte er das Stück, es Gott zurückzugeben, in ihre Nische, die für Kinder und Tiere unerreichbar war, und wo schon eine ganze Menge ähnlicher Gaben schimmelte. Eigentlich könnte man mal bei der Gelegenheit auf den Kirchhof gehen, sehen, was das Grab von der Else macht, ob die Gärtner sich auch wirklich darum kümmern, Geld genug lassen sie sich geben. Das war sein erstes Kind gewesen und nach ein paar Wochen wieder gestorben, wie hatte die Frau sich gebarmt und gerungen, Tag und Nacht auf der Erde gelegen und von Gott ein Wunder gefordert, 's war schon ein exzentrisches Wesen seine Therese, immerhin, warum verzweifeln, man war doch noch jung, hatte sie so wenig Zutraun zu ihm? Das Kind hatte man doch kaum gekannt, es war überhaupt noch kein richtiger Mensch, und Schmerzen hat's Gott sei Dank auch nicht gehabt, es schlief sich so allmählich hinüber, und nächstes



Jahr war der Junge schon da, man muß nur nicht gleich die Büchse ins Korn werfen! Dem Embryo einen Grabstein zu setzen, das war auch so eine Marotte von ihr, aber sie hatte darauf bestanden, kenne sich wer in den Weibern aus, wenn's nach ihm ginge, würde auch Jahr für Jahr längst nicht mehr die teure Grabpflege bezahlt, aber darin ist Therese komisch, und sie hat einen harten Schädel, was sie sich einbildet, setzt sie auch durch. Er wunderte sich eigentlich immer wieder, nun doch der Junge groß geworden war und sich so gut mit ihr verstand und an ihr hing, leider mehr als an ihm, trieb sie noch weiter den Kult mit dem Grabe. Er schob mit dem Stock den Efeu vom Denkmal, das ein aufgeschlagenes Gebetbuch darstellte, ein paar Käfer trippelten hastig davon, einen erwischte des Mannes Fuß noch: „Verdammtes Ungeziefer!“, dann erinnerte sich Worbs, was die Lage erfordert, nahm seinen Hut ab und stand eine Weile so, jetzt wäre sie sechzehn, siebzehn Jahre, wer weiß, was sie einem für Sorge machen würde, vielleicht auch so eine wie die Friseurstochter, und dann die Plage mit dem Verheiraten, am Ende blieb sie einem auf dem Halse — so ist es schon besser, „Sondern erlöse uns von dem Übel, Amen!“, er setzte den Hut wieder auf. Wie er den Gang zur Pforte zurück-

geht, fällt sein Blick auf das Grabmal für den Theaterdirektor, unwillkürlich muß er lachen, das war eine fidele Nudel, ihm fällt ein, wie er im „Weißen Rössl“ immer zu sagen hatte: „Det Jeschäft is richtig!“, er hört ordentlich die Komikerstimme, und Zoten wußte der, da war man die reine Waise dagegen, freilich, so einer hat es leicht, jede Schauspielerin kann er haben, beneidenswerter Knabe das! der hatte doch wenigstens was vom Leben! Worbs bekommt richtig ein schnelleres Tempo, die Sonne meint es auch heut gut, auf der Wiese ergehen sich Hühner, und der Hahn schmettert einen richtigen Juchzer in die Luft. Zeit, daß man was zu trinken kriegt; eine Droschke hält vor „Weidmanns Heil“, dem Klempnermeister ist's wie eine gute Vorbedeutung. Komisch, daß er den Unsinn nicht vergessen hat, es war doch wirklich gar nichts Besonderes passiert! Es war leider überhaupt nichts passiert, und doch stand ihm die Episode noch leibhaftig vor Augen. Das war jetzt gut seine fünfundzwanzig Jahre her, mindestens fünfundzwanzig Jahre, er war damals noch beim Vater Geselle und hatte sich mal einen freien Nachmittag gemacht. Er und der Langer Gustav — du lieber Gott, wo mochte der Gustel wohl jetzt stecken? Dessen Eltern waren plötzlich gestorben, da zog er fort und blieb verschollen. Man sagt, er wäre ins



Ausland gegangen. Ob der sich wohl auch noch daran erinnerte? Also, er und der Langer Gustav, die waren nach den Schießständen spaziert, genau denselben Weg wie heute. Das heißt, damals sah das ganz anders aus, von all den Villen stand damals noch keine, und die Klosterbrüder waren auch noch nicht da gewesen. Man war mitsachten so hingeschlendert wie junge Leute, die selten frei haben, mit allerlei Gespaß und Gedalber, hatte dort den Stock am Zaune entlang gezogen, um den Hofhund zum Rasen zu bringen, einer Katze, die im Graben schlich, einen Stein nachgefeuert, einem fünfjährigen Hosenmatz den Apfel aus der Hand genommen, getan, als wollte man ihn essen, und als die Jöhre gehörig plärrte, ihr unter Gelächter die unversehrte Frucht wieder in die schmutzigen Pfoten gedrückt. Dann hatte man vom Fahrrad gesprochen, weil dies Vehikel gerade damals mehr in Gebrauch genommen wurde, und just kam eine Kutsche vorüber, in der saß ein schönes, junges Mädchen. Sie kannten doch sonst jedes Gesicht, aber das mußte wohl eine Fremde sein. Und das Mädchen hatte ihm zugelächelt. Ihm ganz allein, dem Erich Worbs, obwohl sich auch Gustav getroffen fühlte. Aber Worbs wußte, es galt nur ihm, das Wissen rann ihm durch den ganzen Körper. Er hatte seinen Hut abgenommen und die Lippen

gespitzt. Und als der Wagen zufällig so dicht unter einem Baum der Allee hindurchfuhr, daß dessen Äste den Wagen streiften, da hatte das Mädchen einen blühenden Zweig abgebrochen und mit einer Kußhand ihm zugeworfen. Gustav war gleich losgerannt, ihn zu erwischen, sie waren um die Wette gelaufen, schließlich hatte ihn Worbs doch erjagt, es gab eine kleine Rauferei, aber er ließ sich die Beute nicht nehmen, und als sie nun beide aufgesehen hatten, war die Kutsche um die Ecke verschwunden und im Wäldchen nicht mehr weiter zu verfolgen. Trotzdem hatten sie den beabsichtigten Gasthausbesuch aufgegeben und dem Wege nachgespürt, den das Gefährt genommen haben mußte, und obwohl sie sich nach Kräften geeilt hatten, war keine Spur mehr zu finden gewesen, und schließlich hatte die hereinbrechende Dunkelheit ihre Umkehr erzwungen. Als dann Worbs für seinen Vater einen Geschäftsbrief, der noch mit dem letzten Zuge befördert werden sollte, gegen Mitternacht zum Bahnhof trug, hatte die Kutsche vom Nachmittag am Stationsgebäude gestanden. Aber der Kutscher hatte ihm auch nicht sagen können, wer die Dame gewesen sei, sie wäre mittags von auswärts angekommen, hätte sich dann die ganze Zeit über im Wäldchen herumfahren lassen und sei nun eben in den Zug ge-



stiegen, um ihre Reise fortzusetzen. Worbs war gleich zur Sperre gerannt, da fuhr die Bahn ab, aber ob das Gesicht, das er an dem einen Coupéfenster zu erkennen glaubte, wirklich das ersehnte war, konnte er selber nicht mit Sicherheit beschwören. Er hatte damals schon manche Liebenschaft hinter sich und hielt bei einer ernsthaften Sache mit einer Papierhändlerwitwe. Dennoch erregte ihn dies unbedeutende Abenteuer ziemlich tief, und er hatte noch lange mit jeder Post sich ein mysteriöses Lebenszeichen von der Unbekannten erhofft, bis der Vorfall im Gewimmel neuer Alltagsereignisse unterging. Aber in seiner Hochzeitsnacht verwunderlicherweise war das Bild jenes fremden Mädchens mit einem Male wieder vor seinem inneren Auge aufgetaucht, so daß er fast erschrocken war, und es war ihm in dem Moment, der sonst für den Mann der glücklichste sein soll, als wüßte er schmerzlich genau, jene Unbekannte sei seine eigentliche Braut gewesen, die er nun mit einem sehr viel minderwertigeren Ersatz betrüge. Den Zweig, der ihm damals zugeworfen worden war, hatte er heimlich aufbewahrt, halb sich selbst verspottend, halb mit einem abergläubischen Vorbehalt, und heut brachte ihn die harmlose Droschke vor dem Lokal mitten in die überlebte und vergangene Episode hinein. Stand ihm

ein neues Wunder bevor? „Wieso denn Wunder?“ prustete er selbst heraus, „ein wohlbestallter Klempnermeister und Wunder? Beim Hochzeitsfest werde ich einen übern Durst getrunken haben!“ Aber irgend etwas in ihm wußte es besser und hatte die Versicherung, daß dieses eine Mal damals sein Dasein erhobener und aus einer schöneren Welt gewesen war. Und noch ein wenig stolz darüber, schritt er steifbeinig durch den Wirtshausgarten, ohne die Kaffeeschwestern, die da im Freien saßen, des üblichen devoten Grußes zu würdigen, der einer so guten Kundschaft zukam. Er ging trotz des schönen Wetters hinein ins Gastzimmer und setzte sich an das kleine Tischchen direkt am Büfett, das mehr eine Art Privatbleibe für den Wirt und seine Familie war. Die Frau Restaurateur Kaps, eine rundliche, adrette Person, stand gerade hinterm Schanktisch und fertigte die Kellnerin ab, das heißt eine Kutscherfrau, die Bedienung zu machen pflegte und während der Sommernachmittage hier zur Aushilfe beschäftigt war. „Weidmanns Heil“ war ein stilles Geschäft, im Winter ließ sich manchmal tagelang kein Gast blicken, nur im Sommer sprachen an bestimmten Terminen der Woche die verschiedenen Kaffeegesellschaften vor, gaben sich abends Liebespaare ein Stelldichein, und machten Ausflügler ins nahe



Waldchen die erste oder letzte Station. Bisweilen kehrten auch Soldaten auf dem Wege zu den Schießständen ein, vor allem solche besserer Herkunft, die sich in der Kantine des Übungsplatzes nicht wohlfühlten, aber hier unbelästigt von der Gegenwart ihrer Vorgesetzten wieder Mensch dünken durften. Frau Kaps war die einzige Tochter des verwitweten Besitzers von „Weidmanns Heil“, Kaps, ein Bauernsohn aus dem nächsten Dorfe, hatte, wenn er von der Jagd kam, immer da verkehrt, ein so prompter Gast war des Vertrauens würdig erschienen, auch sparte man gern an Petroleum und machte so spät als möglich Licht, kurzum: als sein Aufgebot mit der Gastwirthstochter erfolgte, soll es die höchste Zeit gewesen sein. Schließlich hatte er keinen schlechten Handel dabei gemacht, den Bauernhof erbt doch sein älterer Bruder, nun war er hier weich und wohl gebettet. Um den Restaurationsbetrieb kümmerte er sich so gut wie gar nicht, Schwiegervater und Frau besorgten Geschäft und Wirtschaft, so konnte Kaps noch besser als früher seinen Jagdgelüsten frönen und hatte überdies Gelegenheit, einen stets bereiten Kreis von Gefährten nach vollbrachtem Pirschgang durch freigelegte Gelage an sich zu fesseln. Auch der Name „Weidmanns Heil“ stammte von ihm, und er hatte ihn erfolgreich gegen die, wie ihm

schien, farblose frühere Firma „Tobschirbels Garten-Restaurant“ durchgesetzt. Freilich war seine Jägerei ein kostspieliges Vergnügen, und der alte Tobschirbel und seine Tochter hatten zu tun, den so schwer belasteten Etat allemal wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Worbs schätzte die tüchtige Frau und hatte sich deshalb dazu verstanden, für eine größere Reparaturrechnung einen Wechsel in Zahlung zu nehmen, seiner Therese aber wagte er das nicht einzugestehn, weil er im allgemeinen auf Barzahlung drängte. Auch war er sich bewußt, so gehandelt zu haben aus einem ihm nicht ganz klaren Motiv, an dem das Gefühl beteiligt war, und dessen er sich eigentlich schämen sollte. Jetzt war der Wechsel bald fällig, und Worbs kam also, die Sache ins reine zu bringen. Frau Kaps hatte der Kellnerin die gewünschten Portionen Kuchen und Gläser Wasser, wovon draußen die Kaffeetanten immer noch nachverlangten, ausgehändigt und begrüßte nun den Worbs mit den Worten: „Na, Meister, lassen Sie sich auch mal wieder bei uns hier draußen sehen?“ „Ich käme schon öfter, wenn ich bloß könnte. Sie wissen ja, wie's uns Geschäftsleuten geht; Sie kommen ja selber nicht raus aus Ihrer Tretmühle!“ „Ihre Frau hat aber doch Zeit, die könnte uns auch mal das Vergnügen machen . . .“ „Ich glaube, der



ist das ein bisschen zu weit. Die hat ihr Kränzle in der ‚Erholung‘. Bis dorthin kann man’s sogar im Winter bringen; da bleiben sie dem Lokal auch im Sommer treu.“ „Aber Sonntags könnten Sie doch ’ne Ausnahme machen und mal mit Frau und Sohn bis zu uns gehn. Jetzt ist das doch ein schöner Spaziergang.“ „Sonntags fahren wir meistens aus. Nach Österreich in die Berge hinüber. Das tun wir schon unserm Jungen zuliebe. Der hockt sowieso zuviel in der Stube.“ „In welcher Klasse ist er denn jetzt?“ „In Sekunda, gottlob, ’s geht aufs Ende zu.“ „Ja, ja, die Kinder wachsen heran. Er lernt wohl gut?“ „Immer der Erstel!“ „Da gratulier’ ich.“ „Nur nicht zu früh krähen! Das Schwierigste kommt erst noch: das Examen. Und dann fängt er erst recht an, Geld zu kosten. Das lange Studium . . .“ „Was soll er denn werden?“ „Ich möchte gern, daß er Jura studiert.“ „Na und warum nicht?“ „Ich glaube, meine Frau säh’s lieber, wenn er mal Pfarrer würde.“ „Das hat der Sohn vom Herrn Worbs doch nicht nötig. Das ist was für armer Leute Kinder!“ „Die Franziskaner reden ihr’s ein; es stecken doch immer welche bei ihr.“ „Meister, da nehmen Sie sich nur in acht! . . .“ „Nee, liebe Frau Kaps, so wie Sie meinen, nicht! Dazu ist die doch viel zu stolz!“ „Den Kutten, den traue ich alles zu!“ „Kapsen, Sie lästern ja wie’n

Ketzer!“ „Unsereiner läßt sich nicht dumm machen, dazu sieht und hört man zuviel. Wenn ich reden wollte . . .“ „Reden Sie doch mal!“ „Die mischen sich in lauter Sachen, die sie nicht für'n Sechser angehn. Damals zum Beispiel bei meiner Heirat, wollten sie mir partout was am Zeuge flicken. Bloß auf das Gerede der Leute hin. Mit allen Klatschbasen sind sie ja immer gut Freund! Beinah hätt' ich keinen Kranz tragen dürfen. Dann stänkerten sie mir ins Geschäft: ich veranstalte zu viele Tanzvergnügen, da würden die jungen Leute verleitet. Wo ich mir den Sommer doch wahrnehmen muß, lang ist er wahrhaftig sowieso nicht! Die werden die Steuern für mich nicht bezahlen! Sie sollen beten und sich kastein und nicht danach schielen, was andere tun. Und haben Sie schon das Neueste gehört? Jetzt predigen sie gegen den Alkohol, auf einmal soll der an allem schuld sein. Verrückt sind die Kerle, die würden sich wundern, wenn sie alle ernähren sollten, die bisher von Brauereien und Gasthöfen lebten!“ Worbs mußte lächeln, wie sie sich so ereiferte. „Wie wär's, wenn wir ihnen einen Schabernack spielten und den Wasserköpfen zum Possen einen Allasch zusammen tranken?“ sagte er jovial und getraute sich, sie dabei begütigend auf den Rücken zu klopfen. Gleich wurde sie sach-



lich: „Also zwei Allasch. Kleine oder große?“ „Zweistöckige natürlich! Wie wir gebaut sind, uns werden die wohl nicht gleich umschmeißen!“ Sie stießen an. „Auf Ihren Herrn Sohn, daß er mal ein ganz berühmter Jurist wird!“ „Machen Sie's halbwege! Ich wär schon zufrieden, wenn er nur erst mal Jura studierte!“ „Das werden Sie doch wohl durchsetzen, Meister! Sie sind doch der Herr im Hause, dächt' ich!“ „'s müßte eigentlich so sein! Aber in Wahrheit — du lieber Gott . . .! Für meine Frau und für den Jungen, da bin ich so eine Art Störenfried. Gut dazu, ihnen das Geld zu verdienen, aber im übrigen doch bloß ein simpler Handwerker und den feinen Herrschaften lästig!“ „Das kann ich gar nicht glauben. So borniert werden doch Ihre Leute nicht sein. Wie ich bin, ich ziehe mir jeden soliden Geschäftsmann einem Beamten vor.“ „Meine Therese kann halt noch heut nicht vergessen, daß ihr Mann keinen Titel besitzt. Sie hatte sich was Besonderes erhofft . . .“ „Sie soll doch froh sein, daß sie Sie hat! So eine günstige Position hätte ihr keiner sonst bieten können. Solche Mädel sind immer zu anspruchsvoll. Einen Akademiker oder höheren Beamten hätte sie ihrem Stande nach und ohne Mitgift doch nicht bekommen, und die mittleren oder Militäranwärter sind doch Hungerleider gegen Sie!“ „Reden Sie ihr das

mal ein, Frau Kaps! — Ach was, bringen Sie lieber zwei Allasch!“ „Ich dachte, Sie wären der glücklichste Mensch.“ „Es hat wohl jeder sein Päckchen zu tragen. Sie sind eben eine vernünftige Frau, eine Geschäftsfrau, die weiß, wie's im Leben zugeht. Man hat sich manches anders gedacht...“ Er trank den zweiten Schnaps hastig herunter und seufzte. Die Sorge wegen des Sohnes, die ihn schon unterwegs gequält hatte und die er doch nach dem Gebet in der Klosterkirche abgetan wissen wollte, umdunkelte ihn wieder riesengroß. Er trank nun hastig immer einen Allasch nach dem andern weiter, ohne daß die Gastwirtin noch mit ihm Schritt hielt. „Und nicht einmal mit dem Sohn stehn Sie gut?“ fragte sie. „Gar nicht stehe ich mit ihm! Weil ich immer in der Werkstatt und im Laden war, blieb er seine ganze Kindheit über hauptsächlich auf die Mutter angewiesen. Die hatte es auch leicht, stets freundlich zu sein. Ich, wenn ich abends nach Geschäftsschluß endlich mich den Meinen widmen konnte, war abgespannt, der Ärger des ganzen Tages wirkte in mir nach, und so gab ich natürlich einen schlechten Gesellschafter her. Ich glaube, der Knabe hatte schon immer Angst, wenn ich nach Hause kam, daß ich ihnen die gute Stimmung verderben würde. Ich erinnere mich noch ganz genau einer Enttäuschung, die mir un-



vergeßlich sein wird. Ich hatte an jenem Tage ein besonders gutes Geschäft gemacht und daher den Laden eher als sonst verlassen. Stillvergnügt dachte ich: wirst den beiden eine freudige Überraschung machen; und kaufte unterwegs für Therese Pralinés und für den Jungen eine Schachtel Bleisoldaten. Leise schließ' ich das Entree auf, häng' den Mantel ab und drücke vorsichtig die Tür zur Wohnstube auf. Da steht mein Artur mitten im Zimmer und deklamiert was, hat sich mit einem Federhute meiner Frau und einer Tischdecke kostümiert und spielt Theater, seine Mutter sitzt als Publikum auf dem Sofa und hört ergriffen zu. Ich bleibe mäuschenstill an der Tür stehen, um ihn zu Ende kommen zu lassen, aber wie er mich erblickt, kriegt er einen Wutanfall, reißt sich Hut und Decke herunter und kreischt: 'Gerade war ich im besten Zugel!' Mir wurde eiskalt, wie er gar zu weinen anfang, ich versuchte ihn zu begütigen, er könnte ja noch einmal von vorn beginnen, nun hätte er doch einen Zuhörer mehr, und ich würde ganz andächtig aufpassen, aber er kauerte sich verstockt in einen Winkel, und meine Frau machte mir auch noch Vorwürfe: jedes harmlose Vergnügen müßte ich verderben, und was ich denn schon wolle, ob was passiert sei, ich lege es ordentlich darauf an, sie immer zu erschrecken!

Da habe ich erst gar nicht das Abendessen abgewartet, bin ins ‚Sängerheim‘ hinübergegangen, hab’ der Kellnerin die Pralinés gegeben und einem barfüßigen Jungen, der mit Streichhölzern hausieren kam, die Bleisoldaten und mich sternhagelmäßig betrunken.“ „Sie haben eben beide von vornherein zu sehr verwöhnt, Sie sind eben ’n viel zu gutmütiger Charakter, Herr Worbs!“ „Ach Gott, Artur ist ja sonst ein Sohn, an dem man Freude haben könnte. Immer bringt er die besten Zensuren mit. Unter uns gesagt, er ist mir ein wenig zu solide! Als ich in den Flegeljahren war ... Jungens müssen eigentlich austoben. Ich wünschte, er verübte mal ’nen richtigen Streich, das Leder vollhaun wollt’ ich ihm schon dafür, aber innerlich freuen würde ich mich doch darüber. So sitzt er nur immer und liest und liest. Da kriegt man ja ganz verschrobene Ansichten vom Leben!“ „Da ist mein Oskar ein anderer Kerl! Der ist wieder ganz nach dem Vater geschlagen und treibt sich bis abends spät draußen herum. Jeden Tag stiftet er was Neues. Eh’ ich den Lümmel dazu bringe, die notwendigsten Schulaufgaben zu machen, muß ich wirklich erst jedesmal handgreiflich werden. Ich bin froh, daß er zu Ostern freikommt!“ „Aufs Gymnasium mochten Sie ihn nicht schicken?“ „Er wollte ja nicht. Und wozu denn auch! Er soll doch



bloß das Lokal übernehmen. Mein Mann war übrigens gar mal auf Schule: er sollte zumindest das Einjährige kriegen. Zweimal blieb er gleich in Sexta sitzen; da hat ihn der Alte doch abgemeldet.“ „Ich hatte mir steif und fest vorgenommen: mein Sohn soll's weiter bringen als ich! Ist er mal so weit, verkauf ich's Geschäft, für uns beiden Alten langen die Zinsen, und Artur ist nicht an das Nest hier gebunden.“ Als der Klempnermeister schon ziemlich in Rage ist, kehrt der Gastwirt Kaps heim. Er kommt wieder einmal von der Jagd und liefert erst draußen in der Küche das Wildbret ab, ehe er sich's bequem macht. In seiner Begleitung ist ein fremder Herr mit einem merkwürdigen Gesicht, halb wie ein Bauer, halb wie ein Schauspieler, und Kaps stellt ihn vor, nennt irgendeinen Namen mit A, natürlich nimmt man den genauen Wortlaut nicht recht ins Bewußtsein auf. „Der Herr ist Besuch in der Villa Gaschin, beim Herrn Oberamtmann, und da der heute nicht selber mitkonnte, hat er mir seinen Gast geschickt.“ Worbs ärgert sich, daß er so im besten Fahrwasser seiner Herzensbeichte von den Beiden unterbrochen wurde, aber er schwingt sich doch zu der höflichen Anfrage auf: „Und wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?“ „Morgen früh muß ich schon wieder fort,“ erwidert der Fremde, „ich war nur ein und

einen halben Tag hier.“ „Das lohnt sich ja kaum.“ „Der Amtmann und ich, wir waren früher zusammen auf Schule. Da ich jetzt grad durch die Gegend kam, wollte ich ihn doch einmal umstoßen.“ „Schatz, laß uns 'nen ordentlichen Happen braten! Die Jagd macht hungrig“, ruft der Gastwirt. Der Fremde bestellt eine Flasche Wein. „Und vier Gläser dazu, wenn ich bitten darf. Herr . . .“ „Worbs“ beeilt sich der Klempner zu helfen. „. . . Herr Worbs, Sie machen mir doch das Vergnügen?“ „Dann trinken wir aber erst noch vier Allasch.“ „Wie das Leben doch merkwürdig spielt,“ beginnt nun wieder der fremde Herr, „hätte ich mir doch vorgestern abend noch nicht träumen lassen, daß ich heute würde hier auf die Jagd gehn!“ „Von woher kommen Sie, wenn ich fragen darf?“ „Aus Berlin.“ „Kennen Sie da die Firma Hecht und Giller? Mit der steh' ich geschäftlich in Korrespondenz.“ „Bedaure, nein. — Die schönsten Erlebnisse sind eigentlich immer die gewesen, die einenganz unvorhergesehen überraschten. Ich hatte die meiste Freude an Ereignissen, die gar nicht vorbereitet waren, so wie heut an der improvisierten Jagd.“ Der Klempnermeister fühlt, er darf jetzt auch mitreden, und er gibt sein Jugenderlebnis mit dem unbekannten Mädchen zum besten. Dröhnend lacht der Gastwirt: „So eine unschuldige Lie-



besgeschichte hab' ich mein Lebtag nicht gehört!“ Aber der fremde Herr bekundet ein regeres Interesse für die Erzählung. „Haben Sie Kinder?“ fragt er dann. „Einen Sohn. Er geht grad in Sekunda. Wir sprachen vorhin eben von ihm. Er hockt mir zuviel zu Hause und schmökert.“ Der fremde Herr lächelt unmerklich. „Was liest er denn?“ „Das weiß ich eben nicht! Ich verstehe doch nichts von derlei Dingen.“ Und plötzlich, wider seinen Willen fast, sprudelt Worbs noch einmal alles heraus, was ihn bedrückt, und legt vor dem Fremden seine Umstände bloß, mehr als er eigentlich erst zu sagen beabsichtigt hatte. Und wundert sich über seine eigene Stimme, mit der er sich gierig fragen hört: „Und was soll ich nun tun?“ Der Gastwirt macht seine Witze dazu, Frau Kaps begütigt jovial, und schon will eine neue Woge Trunkenheit des Klempnermeisters Kummer wegschwemmen und ihn auf einer glücklicheren Insel landen lassen, wo alles ein annehmbareres Aussehen hat. Aber aus dem Fremden ringt sich ein Ruf, der auch diese Leute hier innehalten läßt, man weiß nicht, ist es eine Anklage gegen die eigne Unzulänglichkeit oder gegen andere: „Das hat mich noch niemand gefragt!“ Da geht in dem Klempnermeister etwas Merkwürdiges vor, er begreift, daß es sich für ihn gar nicht mehr um den einen besonderen Fall der

Berufswahl seines Sohnes handelt, auch nicht nur um das Verhältnis zu seiner Frau, sondern daß jetzt sein ganzes Leben in Frage gestellt ist, und er fühlt, daß das mit dem Fremden zusammenhängt. Er redet sich in immer Unverantwortlicheres hinein und rückt dem Herrn dringlicher auf den Leib: „Sie müssen sich das einmal selbst ansehen kommen bei uns . . . Sie müssen mich besuchen . . . Vielleicht merken Sie, woran's liegt . . . Jetzt haben Sie gehört, was ich erzählt habe, Sie müssen auch hören, was meine Frau sagt. Dann werden Sie sich ein Bild machen können. Lassen Sie sich zeigen, was der Junge liest, der hat schon 'ne reine Bibliothek, und dann zeige ich Ihnen auch den Zweig, den mir damals die aus der Droschke zuwarf, das gehört ja alles doch zusammen!“ Der Fremde raffte sich auf. „Ich habe heut allerlei nicht erwartet, aber das vor allen Dingen nicht: daß mich ausgerechnet hier einer meistert! Sehn Sie, ich bin doch in Berlin mit soundso vielen Menschen zusammen, den interessantesten und schwierigsten, ich bin nämlich dort ein bekannter Mann — aber so tief hat mich noch keiner erschüttert, wie Sie mit Ihrer Frage vorhin. Man hat also die verdammte Pflicht, jedem darauf antworten zu können, jedem, auch dem Fremdesten noch! Und ich neunmal Weiser wußte sie immer nicht



einmal für mich selber zu lösen!“ Er nahm einen Schluck Wein wie zur Stärkung. Der Klempner verstand kein Wort davon, dennoch kam ihm, was der Fremde sagte, wie eine große Tröstung vor. Er schüttelte ihm herzlich die Hand. Draußen im Garten gingen die letzten Gäste. Die Kellnerin räumte die Tische ab und kam ans Büfett, um Kasse zu machen. Der Fremde beglich seine Rechnung. Worbs bat um nochmalige Angabe des Namens und erhielt eine Visitenkarte, die er in die Tasche steckte. Dann zahlte er auch. Der Fremde sagte noch: „Für einen so kurzfristigen Abstecher habe ich mehr als genug erlebt! Herr Kaps, haben Sie nochmals Dank für die Jagd! Guten Abend, Frau Wirtin, lassen Sie sich's gut gehn!“ „Danke. Gleichfalls!“ Man komplimentiert ihn zur Tür. „Jedenfalls für morgen: Recht glückliche Reise! Und weht Sie der Wind wieder mal in die Gegend, vergessen Sie bitte nicht, uns zu beehren! Nochmals einen recht guten Abend wünsch' ich. Empfehlen Sie uns dem Herrn Oberamtmann!“ Der Klempnermeister ging mit dem Fremden. „Kommen Sie gut heim!“ rief Frau Kaps ihm noch nach. Dann schloß Kaps die Läden mit der Feststellung: „Der hat aber heut einen Ordentlichen sitzen!“ Dann warteten sie, daß der Bube sich einfände, und schwiegen sich an. Worbs und der Fremde

gingen noch bis zur Villa Gaschin zusammen. Keiner von beiden redet ein Wort mehr: aber der Klempner fühlt sich geborgen. Am Tore der Villa sagte der Fremde mit nüchternem, ja gewöhnlichem Tonfall: „Alles gibt sich im Leben. Morgen, bei Licht besehn, wird sich auch Ihr Tag wieder leidlich ausnehmen. Gute Nacht!“ Worbs brachte keine Silbe heraus, verbeugte sich nur. Dann schrillte die Klingel, Hunde bellten drin im Hofe, Schritte nahn, es wird aufgesperrt, und der Fremde war verschwunden. Worbs machte sich jetzt Vorwürfe, die Gelegenheit nicht besser genutzt zu haben. Das Wichtigste hatte er gar nicht gesagt, meinte er nun, er wußte genau, was er alles versäumt hatte. Er ging übrigens in der Dunkelheit der Allee ziemlich unsicher, rannte gegen einen Baum, später gegen einen Briefkasten und hatte Angst vor einem Licht, das auf ihn zukam, sich in der Nähe aber als die friedliche Laterne eines zum Dienst gehenden Eisenbahners entpuppte. In ihm jubelte trotzdem das Bewußtsein, daß er einen Freund hatte. Einen, dem er gerade das sagen konnte, was er vor den andern Freunden immer hatte verheimlichen müssen. Als er wieder auf die Brücke kam, blieb er eine Weile am Geländer stehen und starrte hinab in die Fluten, die über das Wehr flossen. Das hell erleuchtete Wasser-



werk spiegelte sich wie ein Märchenschloß im Flusse, Worbs wollte sich schon in eine Phantasie verlieren, die ihm ein zauberhaftes Dasein mit der unbekannten Geliebten in dieser Fabelwohnung vorgaukelte, da brachte ihn das surrende Geräusch der arbeitenden Turbinen zur unliebsamen Wirklichkeit zurück. Und es hatte sogar etwas Humoristisches für ihn, daß er an den Wasserwerksinspektor denken mußte, einen schweren Alkoholiker, dem jüngst die Gattin mit einem blutjungen Pharmazeuten durchgegangen war. Das Grinsen, das hierbei in des Klempners Gesicht kam, wurde noch toller, als er ein Liebespaar eng umschlungen in die dunklen Anlagen der Flußpromenade taumeln sah. Vor einem Hause der Kochstraße piff ein Monstrum hartnäckig immer wieder dasselbe Signal, klopfte auf das Regenblech der Parterrewohnung und jaulte zwischendurch langgezogen „Ma . . . thil . . . de . . . !“, ohne Gehör und Einlaß zu finden. Worbs vergewisserte sich schadenfroh, daß er seine Schlüssel in der Tasche trug. Mit einem Male ernüchterte ihn das Schuldgefühl, über dem ganzen Gerede in „Weidmanns Heil“ den eigentlichen Zweck seines Besuches, die Erledigung der Wechselangelegenheit, vergessen zu haben. Kleinslaut geworden, wagte er nicht einmal, sich in die „Goldene Wiege“, aus der eben verstohlen ein

Häuflein Nachtschwärmer entlassen wurde, Einschlupf zu verschaffen, obwohl er gerade einen brennenden Durst auf ein abschließendes Glas Pilsner verspürte. Er wußte nun gar nicht, was er den Vorwürfen seiner Frau entgegnen sollte — daß er sie ja überhaupt in die Wechselsache nicht eingeweiht hatte, konnte er sich jetzt nicht vorstellen. Aber als er das gemeinsame Schlafzimmer betrat, blieb der erwartete peinliche Empfang aus. Seine Therese lag ganz friedlich im Bett und las in einem Buche. Sein schüchterner Gruß wurde voller Gleichgültigkeit erwidert, so verschlug es ihm die weitere Rede. Dieses Nichtbeachtetwerden kränkte ihn tiefer als je eine zornige Beschuldigung vermocht hätte; er kam sich aus der Welt verstoßen, wie tot vor. Der noch nicht sichere Wert dessen, was er heut so unerwartet geschenkt erhalten hatte, sank nun vor dem bekannten Werte des Besitzes, den er eben jetzt als völlig verloren glaubte buchen zu müssen. Er hätte weinen mögen, zog sich schweigend aus, in seiner Nervosität verhedderte er sich dabei, und es dauerte länger als gewöhnlich. Die Frau klappte das Buch zu, löschte das Licht und drehte sich auf die andre Seite. Sein „Gute Nacht“ gab sie ihm tonlos zurück und schnarchte schon mit regelmäßigen, geruhigen Takt. Er hätte gerade jetzt furchtbar zärtlich wer-



den wollen, getraute sich aber nicht, sie zu stören. Er verglich seinen jetzigen Zustand mit einer schlaflosen Nacht seiner Kindheit: damals hatte er gebangt, durch ein schlechtes Schulzeugnis, das er am andern Morgen unterschreiben lassen mußte, seines Vaters Obhut zu verlieren. Er bemitleidete sich selbst unbändig, kam dabei ganz von seinem zärtlichen Betätigungsdrange ab, erschöpfte sich an der eignen Wehleidigkeit, entschlummerte und hatte bis zum Morgen einen ununterbrochen gesunden und traumlosen Schlaf. Am Frühstückstisch kramte er seine Begegnung mit der Friseurstochter aus, ohne damit Anklang zu finden. Da unterließ er es, von dem übrigen auch nur andeutungsweise etwas verlauten zu lassen.

Er lebte nun so automatisch dahin, war noch eifriger als früher im Geschäft tätig, so daß er abends immer wie tot ins Bett sank. An die Entscheidung über seinen Sohn zu rühren, vermied er geflissentlich. Lange nachher fiel ihm zufällig einmal die Visitenkarte des fremden Herrn aus der Tasche. Der Sohn hob sie auf, las sie und fragte schroff: „Wie kommst du zu dieser Karte?“ Worbs behandelte den Fall ganz nebensächlich: „Eine gelegentliche Wirtshausbekanntschaft.“ Da brauste der Jüngling unerwartetermaßen auf: „Und das sagst du mir erst heut? Hermann Karst war also

hier in unsrer Stadt! Und du hast ihn sogar persönlich kennengelernt. Und hast mir nicht einmal was erzählt! Konntest du mich ihm denn nicht vorstellen? Sagen, was für ein begeisterter Verehrer von ihm ich bin!“ Und er schrie erbost: „Mutti, Mutti, Papa hat Hermann Karst kennengelernt, Karst war hier, und Papa hat's uns verschwiegen!“ Die Mutter kam erregt dazu. Worbs hatte keine Ahnung, was er davon halten sollte. „Wer ist denn das eigentlich?“ „Das weißt du nicht? Wo wir sämtliche Werke von Karst besitzen, gerade vor der Nase stehn sie dir! Gott, hätte ich das bloß geahnt! So eine Gelegenheit kommt nie wieder!“ „Mit so was verheiratet zu sein, ist doch wahrhaftig ein Unglück! Hast du denn nie in der Zeitung von Karst was gelesen?“ „Ich habe doch wirklich anderes zu tun.“ „Wann war er denn da? Vielleicht blieb er noch —“ „Er ist gleich am nächsten Tag weitergefahren. Mittwoch vor sieben Wochen war es.“ „Aha, als du so bockig heimkamst und nicht ein Wort über die Lippen brachtest! Deine Hinterhältigkeit kennen wir ja.“ „Wie soll man denn zu etwas kommen, wenn man so einen Vater hat!“ Worbs hätte sich damit rechtfertigen können, daß er den Karst gebeten hatte, sie zu besuchen: aber nach der Aufklärung, die er nun über den Fremden empfangen



hatte, war ihm der ganze Mann verdächtig, die Begegnung mit ihm entweiht und alles, was er sich damals daraus gefolgert hatte, hinfällig.

Nach vier Jahren setzte des Klempnermeisters Sohn ohne Kampf durch, daß er weder Jura noch Theologie zu studieren brauchte, sondern in die Deutsche Bank als Volontär eintrat. Er verachtete Vater wie Mutter gründlich, wurde aber jeden Sonntagabend von den beiden als der Stolz der Familie ins Stadthauscafé mitgenommen, wo er so viel Courtoisie für die alten Herrschaften an den Tag legte, daß man sie allgemein um den wohlgezogenen Sprößling beneidete. Aus Mädchen machte er sich nichts, sondern hatte kostspielige Sportleidenschaften.

Die Mutter brachte den ganzen Tag in Kirchen und Klöstern zu, nahm an jeder Wallfahrt teil und ging jede Vesper hinaus auf den Rochuskirchhof zum Grabe der kurz nach der Geburt gestorbenen Tochter Else.

Der Klempnermeister Worbs hatte seit geraumer Zeit nun ein stadtbekanntes Verhältnis mit der Blumenladnerin Kutsche, der er im besten Viertel ein Geschäft eingerichtet hatte, war als stets fideler Stammtischkumpan allenthalben beliebt und als unübertrefflicher Erfinder neuer Vergnügungsmöglichkeiten und Festarrangeur ange-

sehenes Mitglied fast all der vielen Vereine, die seine Vaterstadt aufwies. Als er zum Stadtverordneten gewählt wurde, besaß er nicht einen einzigen Gegner und erhielt das Theaterdezernat anvertraut. Nun beneidet er auch den toten Direktor nicht mehr, und wenn er mit den Schauspielern zusammenkommt, verfehlt er nicht zu erwähnen, daß er mit dem großen Dramatiker Hermann Karst befreundet sei.

## LUCIE UND MARIA



hätte, war über der ganze Mann verdächtig, die Be-  
stimmung mit ihm entzweit und alles, was er sich  
seiner Väterlandschaft anbelangte, hatte er sich  
dagegen, darauf zu setzen, dass er nicht einen einzigen  
Nachfolger in der Kirche finden würde.  
Nach vier Jahren starb der Klempnermeister  
Gottfried und hinterließ die Werkstatt an seinen  
Sohn, der, obwohl er noch sehr jung war, doch  
Nun, nachdem er auch den hohen Posten nicht  
Thronbesteigung zu erlangen brauchte, sondern in die  
man, nach dem er ihn zu ihm in den Hof nahm,  
Dank und Lob zu erlangen vermochte. Er versuchte  
mehrmals, nicht zu erlangen, aber er  
Vater, der, obwohl er noch sehr jung war, doch  
Sonntagabend, nach dem er den Hof der  
Familie im Stadthaus mitgenommen, wo er so  
viel Courtisane für die alten Herrschaften an den  
Tag legte, daß man die allgemeine um den wohler-  
zogenen Speisestisch besetzte. Aus Mädchen machte  
er sich nichts, sondern hatte kostspielige Sport-  
festlichkeiten.

Der Meister brachte den ganzen Tag in Kirchen  
und Klöster zu, nahm an jeder Wallfahrt teil und  
ging jede Woche hin, auf den Hochpfeilhof  
zum Grabe der kurz nach der Geburt gestorbenen  
Tochter Elze.

Der Klempnermeister Worba hatte seit gerau-  
mer Zeit nun ein stilles, kanonisches Verhältnis mit  
der Blumenladnerin Kutsche, der er im besten  
Viertel ein Geschäft eingerichtet hatte, war als  
stiller Förderer Stammesklumpen abentheuerlich be-  
trachtet und als unübertrefflicher Erfinder neuer Ver-  
gütigungsmöglichkeiten und Festarrangements ange-

Als hätte Lucie das vorhergegangene Jahr nicht genügend gründlich erlebt in allem, was es ihr geboten hatte, wiederholte sich das gegenwärtige als sein peinlich genauer Abklatsch. Bis auf die geringfügigste Einzelheit stimmte eines Monats Inhalt mit dem des entsprechenden vorjährigen überein. Da Lucie ein Tagebuch führte, das bis auf Witterung und Temperatur alles genau notiert, konnte

## **LUCIE UND MARIA**

nicht an siebensten Juli des Vorjahres, genau wie im diesjährigen, am klarsten Himmel plötzlich ein dunkles Weiter dagewesen, als wüster Gewitter zur Entladung gekommen und ebenso jäh verschwunden, daß nach fünfzehn, zwanzig Minuten der Himmel wieder weiß und rein sich woltete, als sei nichts geschehen, und derselbe Zug Schwalben, der vorher um den Turm der Bürgerkirche gekreist war, seine selig leichten Kurven zog? Damals freilich hielt sich Lucie in ihrer Heimatstadt auf, die sie seit dem Ableben der Eltern gemieden hatte, während heut der Schwalbenflug um den dürftigen, schwarzen Schornstein glitt, der vor dem Fenster ihrer Berliner Hinterhauswohnung wie ein schmutziger Finger einen sicherlich nicht ganz



LUCIE UND MARTA

Als hätte Lucie das vorhergegangene Jahr nicht genügend gründlich erlebt in allem, was es ihr geboten hatte, wiederholte sich das gegenwärtige als sein peinlich genauer Abklatsch. Bis auf die geringfügigste Einzelheit stimmte eines Monats Inhalt mit dem des entsprechenden vorjährigen überein. Da Lucie ein Tagebuch führte, das bis auf Witterung und Temperatur alles genau notiert, konnte sie diese wundersame Entdeckung mit genügend vielen Tatsachen belegen. War nicht am siebenten Juli des Vorjahres, genau wie im diesjährigen, am klarsten Himmel plötzlich ein dunkles Wetter dagewesen, als wüstes Gewitter zur Entladung gekommen und ebenso jäh verschwunden, daß nach fünfzehn, zwanzig Minuten der Himmel wieder weiß und rein sich weitete, als sei nichts geschehen, und derselbe Zug Schwalben, der vorher um den Turm der Bürgerkirche gekreist war, seine selig leichten Kurven zog? Damals freilich hielt sich Lucie in ihrer Heimatstadt auf, die sie seit dem Ableben der Eltern gemieden hatte, während heut der Schwalbenflug um den dürftigen, schwarzen Schornstein glitt, der vor dem Fenster ihrer Berliner Hinterhauswohnung wie ein schmutziger Finger einen sicherlich nicht ganz



einwandfreien Eid leistete. Lucie war eben aus dem Bureau nach Hause gekommen; sie hatte sich auf dem Gasherde etwas, was schnell fertig wurde, als kümmerliches Mittagsmahl bereitet und dann ihr bißchen Geschirr aufgewaschen. Nun saß sie, um die sechste Abendstunde, erschöpft in dem alten Schaukelstuhle am Fenster. Ihre überanstrengten Nerven konnten nicht zu völligem Schlummer kommen, so wurde sie in einer Art Halbdämmern in die entsprechende Spanne des vorigen Jahres zurückversetzt. Eine sogenannte Freundin, die fünf, sechs Jahre für sie verschollen war, hatte geschrieben; ein überschwänglicher Briefwechsel entlud sein Feuerwerk, zwei Menschen, die sich eigentlich unbekannt geworden sind, entzündeten sich aus Fernen aneinander zu unerhörten Monologen, die gefährliche Täuschung einer Gleichgesinntheit macht, daß sie sich in die Arme taumeln. In dem Augenblick, wo eines dem andern schrieb, steigerte sich die Schreibende künstlich zu einer unbedingt Hingegebenen, berauschte sich an der eignen Gefühlsseligkeit und bezog alle Zärtlichkeit auf der Partnerin Brief, der doch nur Folie des eignen enthusiastischen Selbstgesprächs bedeutete. Als dann die Einladung kam, redete Lucie sich ein, nun werde von der Freundin die Heimatstadt als innigere Hut geschenkt,

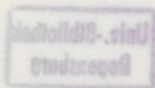
als je durch der Eltern Fürsorglichkeit sie ihr angenehm gemacht war. Und mit den überspanntesten Erwartungen trat sie diese Fahrt an, erregter als eine Braut, die zum Bräutigam reist, durchhastete fiebernd die letzten Stationen wie Traumbilder, in eine simple Dorfhaltestelle Friedewalde eine Magie phantasierend, die den dürftigen Platz mit scheußlich rotem Bahnhofsbau, Güterbaracke und Ölfunze zum Eingang des Paradieses überhob. Als am Bahnsteig der Heimatstadt eine hysterische Person der Lehrerin Maria Gnitschik schluchzend um den Hals fiel, grinste die Eingebornenschar, die lungernd den Inhalt des letzten Abendzuges registrierte.

## 2

Maria Gnitschik führte ihren Besuch, ohne daß es ihm auffiel, auf dem abgelegnen Promenadenwege hinten um die Stadt herum in ihre Wohnung. Beide schwiegen fast immerzu: Lucie, weil ihr übergroßes Herz nicht wußte, womit es zuerst verströmen sollte, und alle die tausend Gefühle, von denen jedes am raschesten als Ausspruch hinauszukommen trachtete, sich so drängten, daß keines die Pforte gewann; Maria, weil sie, von Lucies stürmischer Begrüßung befremdet, überlegte, wie nun ein Übergang in nüchternere Wirklichkeit zu schaffen sei. Aus der Kommißbäckerei schien Lucie



noch derselbe Brotgeruch zu wehen, den sie immer auf ihrem Wege zur Schule begeistert eingesogen hatte, und irgendein schattenhafter Alter keifte am Boskett hinter fliehenden Kindern her, wie einst der Parkwächter ihre eignen Kleinmädchenstreiche verzankt hatte; — aber in Wahrheit bestand die Militärbäckerei längst nicht mehr, und der Wächter war geraume Zeit tot. Den Stern jedoch, der als derselbe über dem Kreuz der Gymnasialkapelle flimmerte, sah Lucie nicht, weil sie mit liebkosenden Blicken auf ihre Füße starrte, die nun also endlich wieder einmal Heimerde berührten. So blieb ihr auch der angestrengt spöttische Zug in Marias Miene verborgen. Im Zimmer war ein hübscher Abendbrottisch gedeckt, die Wirtin, eine allzu freundliche, nicht ganz vertrauenswürdige Beamtenwitwe, aß mit, so kam zwischen den beiden Mädchen immer noch keine rechte Vertraulichkeit auf. Zur Feier des Ereignisses gab es Wein, und als erst ein paar Gläser Lucies Zunge gelöst hatten, fragte die Wirtin den Gast erfolgreich aus, ohne daß Maria in irgendeiner Form vorgebeugt hätte. Allzu spät erhob sich die Witwe, wünschte Lucie eine gute Nacht für das Lager, das sie ihr auf dem Sofa bereitet hatte, und meinte noch anzüglich: „Sie Großstädterin werden ja wohl freilich nicht gewohnt sein, so zeitig schlafen zu gehn;



aber wenn man seit früh um halb sieben auf den Beinen ist, ist man abends nicht mehr viel wert! Unsereins muß dahinter her sein, von nichts ist nichts, wir können die Nacht nicht zum Tage machen, da müssen Sie mich alte Frau schon entschuldigen.“ Lucie wurde rot, bloß weil sie den Vorwurf unbegründet fand und sich unschuldig verdächtig fühlte, und Maria grinste hämisch. Daß alles hatte sie sich anders gedacht, empfand Lucie jetzt, folgte aber stumm dem Beispiel Marias, die sich bereits anfang zu entkleiden, sie verstand den Wink und wurde traurig. Gern wäre sie wie früher zu Maria ins Bett geschlüpft und hätte in heißem Geflüster noch die halbe Nacht hindurch ihr Dasein heruntergebeicht, aber Marias abweisendes Gähnen nahm ihr allen Mut. So packte sie sich ernüchtert aufs Sofa, und selbst, als sie von da aus noch ein paar Worte mit Maria wechseln wollte, schallte es von drüben schroff: „Entschuldige, ich bin furchtbar müde, ich muß auch morgen frühzeitig wieder ins Amt. Aber du kannst natürlich liegen bleiben, solange du magst!“ Lucies Mund schloß sich, als ob eine schwere Hand auf ihn gelegt sei, und nicht einmal mehr das pflichtgemäß höfliche „Gute Nacht!“ traute sich hervor. Derselbe Stern, der einst in ihr nächtliches Zimmer seinen Gruß gesandt hatte, sah sie jetzt aus



dem Spiegel über dem Waschtisch an, aber sie hielt beide Augen krampfhaft zugeedrückt, als fürchte sie, sogar in der Finsternis etwas erblicken zu müssen, was sie sich in dieser so zärtlich ersehnten Zuflucht weiß Gott nicht erwartet hatte.

3

Lucie liegt mit geschlossenen Augen wach. Durchs offene Fenster strömen die altgewohnten Geräusche: der bekannte Klang des Glockenschlags der Rathausuhr, das Rangieren der Güterzüge am Konradsdorfer Wege, ja, Lucie glaubt, das Rieseln des Brunnens vom Fischmarkte aus weiter Entfernung herüber zu hören. Ihr ganzes vergangenes Leben wächst wie leibhaftige Hecken um sie auf und streift ihre Wangen. Morgen würde sie das Haus am Ringe wiederschaun, in dem sie achtzehn Jahre zugebracht hatte, sie sah sich zur Schule gehen, vom Vater begleitet, der ihr freundschaftlich in den Rücken puffte: „Grade gehn, Lu!“, sie hätte ihn morden können dafür, daß es auf offenem Markte geschah. Dabei hielt sie damals noch zu ihm, krächte bei jeder wohlverdienten mütterlichen Zurechtweisung herausfordernd: „Ich sag's Papa!“, petzte Mutters harmlose Vergnügungen, aber als die Achtjährige den Vater einmal dabei überraschte, daß er die junge Assistentin küßte, schwieg

sie, ließ sich auch gegen ihn nichts merken und stand weiter auf seiner Seite. Papa hatte Lucies Freiheitsgefühl, das Mama als Trotz verabscheute, eigentlich geweckt und begünstigt. So ängstlich er sonst auf Reputation hielt, hier tat er unbekümmert, was ihm gut dünkte. Kopfschüttelnd erlebte die Schulvorsteherin, daß Lucie Wagner Reitunterricht nahm. Und eines Tages mußte sie den Herrn Doktor persönlich aufsuchen mit der Mitteilung, seine Tochter hätte sich mit einem gleichaltrigen Gymnasiasten in den Wällen herumgetrieben. Auf Dank und Entrüstung war die Lehrerin gefaßt, dieser Vater aber benahm sich höchst seltsam. Er tat nämlich, als geschehe solch unziemlicher Verkehr durchaus mit seinem Wissen und Willen, und schloß die Unterredung ganz ungehörig: „Sollten wir uns nicht erinnern, daß wir's in unsrer Jugend genau so getrieben haben? Na, und hat's uns was geschadet?“ Dabei klopfte er der entsetzten Amtsperson wie tätschelnd auf den feisten Nacken, complimentierte sie mit einem sanften Wuppdich zur Tür hinaus, und sein lustig ins Wartezimmer geschmettertes „Der Nächste, bittel“ schmeckte unausstehlich nach Ironie. Noch beim Mittagessen war Papa ganz aufgeräumt, gab mit drastischer Mimik den Vorgang zum besten, trotz Mamas Protest, die vor dem „Kinde“ die Autorität nicht er-



schüttert wissen wollte, und tat die Vorsteherin unwiderruflich mit dem bündigen Resultat ab: „Die alte verrückte Schraube soll vor ihrer eigenen Türe kehren!“ Übrigens wurde Lucie bald nachher sowieso von der Schule genommen und erhielt, was sie noch an Kenntnissen bedurfte, durch Privatunterricht übermittelt. Die nächstfolgende Zeit versprühte in ihrer Erinnerung als eine Kaskade unfaßbarer Wunder. Jener Schüler freilich, mit dem die Vorsteherin sie beim Blumenpflücken betroffen hatte, bedeutete nur eine Harmlosigkeit. Damals war man beiderseits noch zu tapsig, unterhielt sich von Schulaufgaben, wenn man überhaupt den Mund auftat, und der Bengel hatte sich nicht einmal getraut, sie bei der Hand zu fassen, nur immer durch waghalsige Kunststücke seine grenzenlose Verehrung bezeugt. Das war nebensächlich gewesen und hatte auch noch die halb kälbrige, halb schwüle Freundschaft mit der Sergeantentochter Maria Gnitschik vertragen. Einmal, als Lucies Eltern verreist waren, sollte die Freundin über Nacht bei ihr bleiben, damit sie nicht ganz allein in der großen Wohnung wäre. Da hatten sich die zwei Mädels über des alten Wagners gut versehenen Likörschrank hergemacht und nach und nach alle Sorten durchprobiert. Maria, die sonst gegen trunkene Männer und Verschwen-

124  
dung keifte, wurde beim unentgeltlichen Alkohol-  
genuß zugänglicher. Unter der Einwirkung des  
ungewohnten Getränks kam die verborgne, wahre  
Natur ihres Wesens heraus, schließlich hatte Lucie,  
die Arzttochter, noch allerlei von ihr lernen kön-  
nen. Aus Marias Gesicht trat die sonst unterdrückte  
Fratze, es war, als rächte sie sich für ein Manko.  
Sie tat sich fast etwas darauf zugute, diese Sache  
von vornherein als Schimpfliches zu demonstrieren,  
vor dem sie gleich wären, Lucie so gemein zu  
machen, daß sie nie mehr wieder wagen könnte,  
sich vor ihr zu überheben. Mit einem plumpen,  
ungepflegten Zynismus wurde etwas anstößig ge-  
macht, was unbefangen und freimütig erlebt, nicht  
unwürdiger zu sein brauchte, als jede Möglichkeit  
dieses vielfältigen Daseins. In ihrer Trunkenheit  
hatten sie vergessen, das Fenster zu verhängen:  
als nun der Morgen auf einmal das Zimmer er-  
hellte, wandten sich zwei nackte Körper wie haß-  
erfüllt voneinander ab, jeder der Außenseite des  
Bettes zu, und erbrachen sich in einem gleich gro-  
ßen Katzenjammer Leibes und der Seele.

4

Der Doktor Wagner war ein komischer Kauz.  
Mit seiner Frau kam er ja allerdings nicht zum  
besten aus, aber sonst blieb „leben und leben las-



sen!“ sein Prinzip. Vom Rheinland ins schlesische Rom verschlagen, mit einer besonders herben Nummer dieses scheinheiligen Landstrichs verhehlicht, suchte er soviel als möglich Freude und Profit zu ziehen aus der Position, die ihm diese Siedlung auferlegte. Er tat also nach außen hin Kirchliches gewissenhaft mit, ging an Fronleichnam im Prozessionszuge und war bald der Vertrauensarzt der gesamten Landbevölkerung. Da er das Leben an sich lustig fand und keinen Grund sah, in dieser kurzen Spanne Zeit sich oder andern etwas zu versagen, schrieb er den Gymnasiasten jedes gewünschte Attest und war weiblicher Bedrängnis zu jeder Hilfe erbötig, während seine einheimischen Kollegen borniert auf der Vorschrift bestanden und fanatisch eher den Tod eines geängsteten Mädchens oder einer schwächlichen Frau verantworteten, als den selbstverständlichen Dienst, der einem unerwünschten Bevölkerungszuwachse vorbeugte. Als alter Herr einer farbentragenden katholischen Verbindung brachte er bald in den Ferienbetrieb der Studenten einen ganz anderen Zug, als die verbiesterten und zahmen Amtsrichter und Oberlehrer gewohnt waren. Sein Haus stand den jungen Kommilitonen immer offen, es gab da stets Alkohol die Menge, er arrangierte einen großzügigen Rummel von Festen, die er finan-

zierte und mit seiner rheinländischen Karnevalserfahrung immer wieder abwechslungsreich zu gestalten verstand, daß das Ferienerlebnis manches Studenten hier in der universitätslosen Kleinstadt üppiger blühte, als die ganze offizielle Zeit im Semester zu Breslau. Natürlich war Lucie der Liebling der Jünglingsschar, dem von allen Seiten überschwänglich der Hof gemacht wurde, und hier geriet sie nun ganz anders, als bei dem naiven Schüler, in den Wirbel sinnlicher Erfahrung. Die medizinische Bibliothek ihres Vaters war ihr nie verschlossen gewesen, später hatte er sie sogar hin und wieder zu Hilfeleistungen bei etwas verfänglichen Operationen zugezogen, weil er meinte, auf diese Art am besten von Anfang an gegen überspannte Vorstellungen und lüsterne Illusionen zu feien und künftige Enttäuschung ein für allemal auszuschließen. Gerade entgegengesetzt fiel die Wirkung aus: Lucie war fest überzeugt, dieser sachlich physiologische Apparat, dieses übersehbare Funktionieren könnte nicht die ganze endgültige Aufklärung bedeuten. Sie erwartete sich ein unnennbares Mehr, etwas Außerordentliches, Mystisches hinter diesen deutlichen Vorgängen, auf die sie demgemäß nicht viel Wert legte. Alles, womit in der Schule ihr Kopf umnebelt worden war, die verblasne, ungescheite Gefühlsduselei der



Mutter, die falsche Verklärung der Romane, Dramen, Gedichte, an denen sie sich trunken geschlürft hatte, bestand auf seinem Recht und ließ Vaters Enthüllungen nur gelten mit dem Vorbehalt: dies zugegeben, existiert daneben noch ein verborgnes, mit gar nicht zu beschreibenden Verzückungen gesegnetes Reich. Aus dieser Sehnsucht heraus begann sich in ihr ein Knäuel von schönen Worten zu bilden, von hold sich reimenden und zum leichtesten Silberschmuck verknüpften Wendungen, einzig würdig, das erharnte Wunder an Liebesoffenbarung geziemend zu begrüßen. Als sie diese Strophen und Psalmen aufgeschrieben hatte, war ihr vom Vater geraten worden, ein solches Talent regelrecht zu entwickeln, den Stil zu bilden und sich nach und nach an weniger überschwängliche, desto mehr handwerkliche Zucht erfordernde Themen und Formen zu machen; Maria aber war kaum ernstlich auf die ihr unverständliche, und auch reichlich belanglose, Spielerei und Augenblickslaune eingegangen. Damals schien es Lucie, als verstünde nur die Mutter sie diesmal richtig, denn der war alles, wovon Lucies Verse phantasierten, unbestreitbare Realität, die stellen die wahre Wirklichkeit dar, und was ihr das unergründliche Dasein bis jetzt beschieden hatte: die unerfreuliche Ehe mit dem ihr wesensfremden

Manne, die hartnäckigen Störungen, immer wieder durch Dienstboten bereitet, die durchaus in Fragen der Wirtschaft von ihr eine Entscheidung heischten, dies ganze ihr unbehagliche Getrieb, worin Berechnungen, Geld, gesellschaftliche Verpflichtungen und dergleichen überflüssige Bagatellen eine so große Rolle spielten, das mußte ein schwerer Alptraum sein, aus dem sie einst endlich in die gewisse Märchenhaftigkeit erlöst werden würde. Für Lucie ging diese Märchenhaftigkeit prompter in Erfüllung. Diese Füchse und Bur-schen aus der Bundesbruderschaft ihres Vaters, oft von ihm wirtschaftlich abhängig, zeigten sich ihr natürlich nur von der besten Seite und in glänzendster Form, da sie immer in der kurzen Zeit-spanne mit ihr zusammenkamen, die durch Alkoholgenuß und festliche Stimmung die sonst mißßen, derben oder dämlichen Bauern- und Beamten-söhne in einen außergewöhnlichen Schwung brachte. Während des Flirtens und Verliebtuns war dann nichts an ihnen zu vermuten von der belämmerten und stieren Chose, die während der übrigen Tagesstunden ihre Existenz darstellte, nichts von der mühsamen Ochserie zum Examen, dem schmie-rigen Kampf mit Wirtinnen, Pfandleihern, Restaurateuren, der Rivalität untereinander um die Gunst eines alten Herrn oder einflußreichen Gönners, das



Gelaufe und Sichdemütigen wegen eines kümmerlichen Stipendiums, die geladene Atmosphäre im Elternhause, wo Vater und Mutter einem immer das kostspielige Studium vorwarfen und zähe Schwestern das an ihre Ausbildung gewandte Kapital verdrossen mit dem verglichen, was dem Bruder Studio zugute kam. Alle galanten Phrasen, die das Mädchen da von animierten Bürschlein vorgebetet bekam, nahm sie unbesehen als echt hin, jede war ein Sprachrohr, ein Abgesandter jener geheimnisvollen Macht „Liebe“, und Lucie kam gar nicht aus der Exaltation heraus, trieb vor Freude zitternd immerzu in einem Flammenmeer von ehrerbietigen, huldigenden, zärtlichen und aufreizenden Ansprachen, Taten, Gesten und Zuflüsterungen. Da diese Leutchen aber es alle im Grunde gar nicht so verwegen meinten, wäre es nie zum direkten, körperlichen Erlebnis gekommen, wenn Lucie nicht eben, auf die Erziehungsmethode ihres Vaters falsch reagierend, diese Seite der Angelegenheit für absolut unwichtig gehalten hätte. So gab sie sich zuerst hin, beziehungsweise nötigte sich auf in der Kolonnade des Gartenrestaurants „Zur Erholung“, dem an sich schüchternen stud. jur. Joseph Jeitner, der nur bis zum Doktor studierte und dann ins Bankgeschäft von Brieger eintrat. Es geschah bei einem Winter-

festen, Lucie hatte viel mit dem jungen Grafen Kischka getanzt, dem einzigen Adligen, der nicht Korpsstudent war, weil sein Vater mit Hilfe der Katholischen Partei in den Landtag zu kommen hoffte. Dieser Jüngling hatte ihr zwar auch nach allen Regeln der Courtoisie geschmeichelt, daß sie in tausend Himmeln wolkenleichter Gehobenheit schwebte, aber als sie notgedrungen einmal mit einem andern tanzen mußte und dann zufällig an der Nische bei der Sommerbühne vorbeikam, vernahm sie des Gräfleins Stimme, und zwar ein ebenso herzliches Gebälze, das einem obskuren Schneidertöchterlein, Schwester eines Studenten, galt. Da stürzte sich ihre durch den Grafensohn geweckte Begierde auf ein beliebiges Opfer, zum nächsten Tanze wurde sie von Joseph Zeitner engagiert, nahm ihn im Tanze geradezu orgiastisch her, da er schon viele Liköre mit alten Herrn am Büfett gekippt hatte, fühlte er sich zu Größerem fähig, das heißt, eigentlich war ihm wirklich etwas unwohl, er sagte also, in der Hoffnung, sie würde ablehnen, ob man nicht ein bißchen hinausgehen sollte, sie hing sich gleich in seinen Arm, und man schwankte durch den beschneiten Garten in die Kolonnade. Zeitner war etwas wirblich zumute, er griff nach einem Halt, faßte dabei Lucie zufällig an einer etwas bedeutsamen Gegend, sie mißver-



stand, erwiderte aus Wut auf den Grafen die vermeintliche Attacke. Jeitner, umnebelt, reagierte, rein automatisch, in der üblichen Weise, und das Unglück war geschehen. Die erhitzte Lucie, durch die Übungen mit Maria vor dem Schmerzhaften solcher ersten Erfahrung gerettet, hatte gleich darauf keine Ahnung mehr, was eigentlich geschehen war, dachte nur enttäuscht, als sie sich die Kleider zurecht strich und den Jeitner, der eine komische Figur machte, ziemlich roh an die Holzwand stieß: „Ist das alles?“, berichtigte sich aber gleich, daß nach der Aufklärung durch ihren Vater sie von diesem Getue eigentlich ja nichts Überwältigendes erwartet hätte. Kam sich auch nicht sonderlich verändert vor, schritt am verdutzten Jeitner vorbei, zurück in den Saal, tanzte hohnlächelnd mit dem Grafensohne, tanzte auch noch mal mit Jeitner, ohne ihm im Gespräch eine weitere Vertraulichkeit einzuräumen, und schlief nach Schluß des Balles so guten Gewissens dauerhaft, wie nur irgend möglich. Den Grafensohn betrachtete sie von da ab nur noch mit einem gewissen charitativen Interesse, und Herr Jeitner wurde so gründlich abgehängt, daß er selbst keine weitere Annäherung mehr versuchte. Übrigens blieb ihm von diesem Erlebnis ein periodisch wiederkehrender Rheumatismus.

Der Arzttochter, die an diesen Ereignissen zwiespältig geworden war, trat nun Herr cand. med. Namislow entgegen. Ein Lehrersohn, der das harte Studium Medizin gerade aus einer Art Selbstdisziplin gewählt hatte, um sein weichliches Gemüt an alle Fürchterlichkeiten des Daseins zu gewöhnen, und auch um möglichst viel Elend zu stillen. Übrigens war er unglaublicherweise Mitglied des Kunstvereins, der heimlich unter den Gymnasiasten bestand, las gern Bücher und hatte Schnitzler zu seinem literarischen Gott gemacht. Daraufhin flog ihm Lucie ohne weiteres zu. Seinen Vater traf ein Schlaganfall, als eine humanere Epoche offiziell einzusetzen schien, mit Elternbeiräten Streitigkeiten wegen des Züchtigungsrechtes zu bestehen waren. Seine Mutter grämte sich darüber, daß ihr die Marktweiber den Titel Frau Rektor nicht mehr spendieren mochten, starb daraufhin an einer undefinierbaren Nervenkrankheit. Daschlang Lucie noch inniger ihre Arme um seinen Hals und setzte es durch, daß er im Hause ihrer Eltern aufgenommen wurde. Der Doktor Wagner, der wohl gemerkt hatte, wie Lucie damals seinem Einfluß entfremdet und der Mutter zugefallen war, willigte ein, um Lucie durch diese Großzügigkeit für sich zurückzugewinnen. Und machte wieder einen



Fehler: denn die unumschränkte Selbständigkeit, die er seiner Tochter gab, machte sie auch von ihm selbst unabhängig, auch wider ihn eigenwillig. Sie nahm nun offen die Partei der Mutter, weil sie ja, jetzt selber am ausschließlichen Besitze eines Mannes interessiert, der Mutter Tyrannei besser verstand als Papas verruchte Freizügigkeit. Damals hatte sich übrigens Maria von ihr völlig zurückgezogen, in ziemlich verletzender Weise, durch einen brutalen Brief bescheinigend, sie müsse als zukünftige Lehrerin auf ihren Ruf bedacht sein und könne Lucies Verhalten, mit einem jungen Manne, der nicht ihr offizieller Verlobter sei, unter einem Dache zu leben, nicht billigen. Diesen Brief verheimlichte Lucie ihren Eltern solange als möglich, gebrauchte immer neue Ausflüchte, um Marias Ausbleiben zu erklären, bis eines Abends Papas wissendes: „Nu, wenn schon!“ mit einer ganz gleichen Empfindung in ihrer eignen Brust zusammentraf. Allmählich fand der Doktor Wagner an dem jungen Namislow geradezu ein Wohlgefallen, gewöhnte sich mit Freude an den Gedanken, später dem Schwiegersohn die Praxis zu übergeben, denn er nahm diese übliche Fortentwicklung des Verhältnisses als selbstverständlich an, während Lucie sich doch immer nur von der Eingebung des Augenblicks leiten ließ und

sich nicht im geringsten gebunden fühlte. Er merkte zunächst auch nichts davon, daß eine bedrohliche Stimmung sich mit ihm und seinem Hause befaßte. Längst war der Zulauf, den seine Sprechstunden fanden, der Kollegenschaft un bequem, und sie wartete nur auf die günstigste Gelegenheit, ihm zu schaden oder am besten ihn ein für allemal zu erledigen. Der Katholizismus, der hier herrschte, war von einer hinterhältigen, sauer-töpfischen, mißgünstigen Art, so chokierte des Doktors fröhliche Lebensführung bald die Repräsentanten dieser Stadt. Dazu kam, daß mit dem Umschwung der politischen Verhältnisse in Deutschland dieser Ort, der bisher den Zentrumsleuten unumschränkt gehört hatte, eine größere Anzahl Sozialdemokraten erhielt, und sogar eine sozialdemokratische Zeitung neben das bewährte klerikale Organ trat. Nun befürchteten die Führer der Katholischen Partei, das wenig einwandfreie Privatleben des Doktors könnte der Polemik der Gegner günstige Gelegenheit zu verhängnisvollen Angriffen bieten, und strebten also ihrerseits danach, ihn loszuwerden. Schließlich wendete sich auch die Stimmung innerhalb der Ferienverbindung immer mehr gegen den alten Herrn Wagner. Ein Teil des Klerus begann damals die Antialkoholbewegung zu fördern,



um so die allgemeine Zeittendenz zur Mäßigkeit der Kirche zugute kommen zu lassen. Derzufolge schränkte sich auch der studentische Betrieb nach außen hin ein, öffentliche Kommerse und Festivitäten wurden als anstößig und der Sache nicht dienlich verpönt, vom Unwillen über das studentische Korporationswesen suchten die katholischen Verbände ausgenommen zu werden, indem sie freiwillig Askese mimten. Sowieso verlangte die schlimme deutsche Finanzlage von diesen Söhnen der Beamten und schlechtbesoldeten Mittelstandler jede mögliche Einschränkung, und nun begannen die jungen Leute den Doktor Wagner dafür zu hassen, daß er sie erst an eine Lebensführung gewöhnt hatte, die ihnen unter den jetzigen Umständen versagt war. Die jungen Mädchen beneideten Lucie längst um die Vorzugsstellung, die sie innerhalb des studentischen Bundes genoß; die Mütter ärgerten sich daran, daß diese freche Person, die nicht mal das Lyzeum bis zum Schlußexamen besucht hatte, sich so breit machen durfte, obwohl Lucie ihnen doch nach Festlegung auf Herrn Namislow keine Chancen für ihre Töchter mehr verdarb. Es setzte aber eben, wie gesagt, ein allgemeines Kesseltreiben gegen die Familie Wagner ein, man zog sich von allen Seiten von ihr zurück, und endlich mußte sogar der lebenslustige

Doktor merken, wie es um ihn stand. Jetzt, da es seine ganze Existenz und damit die Grundlage seiner rheinischen Fröhlichkeit galt, wehrte er sich mit allen Mitteln, war plötzlich zu keinem, noch so harmlosen Atteste mehr zu bewegen und wies die hilfsbedürftige Weiblichkeit schroff ab. So verscherzte er es auch mit diesem letzten Anhang, der für ihn durchs Feuer gegangen wäre, und zog sich auch Lucies Verachtung zu, die sich in ihm wenigstens einen Idealisten des Bösen erhofft hatte. Und nun wollte es das Geschick, daß Lucie sich schwanger fühlte. Sie gestand es auch sofort ihrem Vater, völlig uneingeschüchtert, um ihn auf diese letzte Probe zu stellen, ob er das sei, was sie in ihm vermutete. Die Sache an sich nahm er ihr freilich nicht übel, aber das, wofür sie ja nicht konnte, daß sie in diesem für ihn prekären Zeitpunkt noch damit seine Situation belastete, und warf erst einmal Herrn Namislow hinaus, der doch in diesem Falle mehr Opfer als Urheber war. Herr Namislow aber fand sich in diese Rolle, war im stillen froh, so billig von einem sinkenden Schiffe losgekommen zu sein, schlug sich zur Gegenpartei, entsagte dem medizinischen Studium, das ihm sowieso nie gelegen hatte, machte ein paar Gedichte enttäuschter Liebe, die er zwischen einem Bande Droste-Hülshoff und Webers „Dreizehnlinden“ ge-



schickt komponierte, und trat als bemitleideter Verführter ins Feuilleton der heimischen Zentrumszeitung ein. Lucie weinte ihm keine Träne nach, ließ sich vom Vater operieren und denunzierte ihn, sobald sie einigermaßen genesen war, anonym bei der Städtischen Polizeiverwaltung. Plötzlich besann sie sich nämlich, gegen ihr eignes natürliches Empfinden, auf die angelesenen und eingetrichterten Phrasen, die den von Milch und Windeln umstunknen Schwindel „Mutterschaft“ als etwas Heiliges glorifizierten. Sie versteifte sich darauf, gerade als ledige Mutter dem Ansturm der üblichen Entrüstung zu trotzen. Am nächsten Vormittage war sie, stolz auf ihre Verruchtheit und auch wieder nicht ganz gewiß, ob sie verdammt wäre, verkniifnen Angesichts durch den Stadtpark geschritten. Als sie heimkehrte, umstand eine neugierige Menge ihr Haus. Der Vater war vom Polizisten, der sich ein größeres Trinkgeld erhoffte, verständigt worden, eine anonyme Denunziation sei eingelaufen, der man freilich wenig Gewicht beilege, immerhin sei man pro forma genötigt, Recherchen anzustellen (er betonte das Wort auf der ersten Silbe), und lege ihm nah, im Interesse der Ehre der Stadt unauffällig das Feld zu räumen. Wagner hatte dem Polizisten gegenüber noch jovial seine Haltung bewahrt und ihn mit ein paar

guten Zigarren entlassen, dann seine Frau zu sich gerufen, ihr den Verrat auf den Kopf zugesagt, sie und hernach sich selber erschossen. Lucie fiel in eine tiefe Ohnmacht. Natürlich war alles vertuscht worden, man begrub das Ehepaar mit allem erdenklichen Pomp, noch einmal stand Lucie im Mittelpunkt offizieller Ehrungen, manche hatten ein böses Gewissen und die andern taten der Parteipolitik zunutze mit. Lucie konnte angesichts dieser erbärmlichen Haltung ihre eigne Hauptschuld der kompakten Gemeinheit der Siedlung anrechnen. Die Chargierten in Wicks senkten umflorte Fahnen und Schläger, der wütesten Konkurrent Papas hielt eine salbungsvolle Trauerrede, Mamas erklärte Feindinnen schluchzten, der Pfaffe drehte das gemeinsame Ableben der Eltern zu einem Vorbild christlicher Gattentreue zurecht, hier schluchzte Papas Verhältnis am lautesten, und als die Feuerwehr, deren Sanitätschef Papa gewesen war, mit einem schmetternden Marsche vom Kirchhof abzog, mußte Lucie lächeln. Den Verwandten Papas und Mamas begegnete sie beleidigend kühl, begab sich am nächsten Tage zum Chefredakteur der Zentrumszeitung, dem sie ihre bisherige literarische Leistung vorlegte, und reiste mit seiner Empfehlung am übernächsten Morgen nach Berlin.



In Berlin stieg sie in einem katholischen Hospiz ab — der Kaffeegeruch, der dort den ganzen Tag über herrschte, blieb ihr unvergeßlich —, ging mit ihren Empfehlungen zu dem katholischen Verlage, erhielt dort eine kümmerliche Stellung als Übersetzerin mit Korrekturverpflichtung angeboten, war gezwungen anzunehmen. Mietete ein möbliertes Zimmer auf der Philippstraße, das auf anspruchsloseste arme Studenten berechnet war, lebte so billig wie möglich, hatte keinerlei Verkehr, da ihr das, was sie gewohnt war, in diesem Kreise nicht begegnete, und versank in einen angenehmen, ihr unter den momentanen Umständen gerade willkommenen Stumpfsinn. Anfangs hatte sie sich vor Träumen gefürchtet, in denen die Eltern als Rächer erscheinen möchten, aber die ungewohnte Beschäftigung und der Trubel der Großstadt ließen sie stets in einen unstörbar festen Schlummer fallen. Kurz nachdem der erste Roman, der Lucie als Übersetzerin nannte, herausgekommen war, hatte sich Maria Gnitschik wieder gemeldet. Ausgehungert nach irgendeiner liebeähnlichen Äußerung, war Lucie sofort darauf geflogen. Dann gab ein Echo das andre, und nun war also Lucie wieder in ihrer Heimatstadt. Sie lag noch immer wach, indes Maria schnarchte, jeden

Glockenschlag nahm sie als besondere Reverenz auf, und erst als das Morgenlicht verheerend hell ins Zimmer schien, schlief sie ein, schlief totentief vor lauter Anstrengung, das ganze frühere Dasein durchgemacht zu haben. Erst gegen Mittag erwachte sie, das Bett Marias war leer, die allzu-freundliche Wirtin richtete aus, Maria ließe sagen, sie käme um ein Uhr zum Mittagessen, Lucie solle sich bis dahin vergnügen, so gut ihr möglich sei. Als Lucie sich angezogen hatte, blieb ihr noch eine Stunde, die sie zu einem Gang durch die Stadt nutzte. Sie fühlte sich nicht mehr so sicher und begeistert, wie gestern während der Fahrt, diese Rekapitulation des Vergangenen während der durchwachten Nacht hatte sie getroffen und eine herbe Bedenklichkeit zurückgelassen, so durchschritt sie die bekannten Straßen in einer gewissen Nervosität. Die Menschen, denen sie zunächst begegnete, waren auch lauter Unbekannte — sollten denn in den vier letzten Jahren so viele gestorben und durch einen beträchtlichen Zuzug neuer Einwohner ersetzt worden sein? Aber die Läden und die Firmenschilder waren noch alle die gleichen, ja fast die Auslagen in den Schaufenstern: über der Bettfedernhandlung hing immer noch das seltsame Emblem der ausgestopften Gans, über dem Kolonialwarenladen von Schirdewan der goldne



Zuckerhut, im Schaufenster der Buchhandlung stand immer noch die buntbemalte Marienstatue, umlagert von Gebetbüchern und Schundromanen, und aus der Singerschen Destillation kam immer noch derselbe Geruch: eine Mischung aus Essig und Süßlichem. Dennoch spürte Lucie, daß die alte Vertrautheit nicht mehr zustande kam; wollte sie ehrlich sein, mußte sie zugeben, daß sie durch eine völlig fremde und gleichgültige Siedlung ging, die alten Kulissen hatten den Gefühlswert verloren, den einst das innig hier Gelebte ihnen verlieh, und waren nun eben nicht mehr, als sie vorstellten: uninteressante, dürftige Kleinstadtbaracken. Jetzt sah Lucie hin und wieder auch schon ein paar bekannte Gesichter, ohne auch davon sonderlich berührt zu werden. Wie oft hatte sie in den vier Berliner Jahren ganz deutlich diese Gesichter in ihren Träumen gefaßt und als liebe Gefährten einer Vergangenheit begrüßt, von der sie nie loskäme. Jetzt aber glitten sie als Masken an ihr vorüber, nichtssagend, kurios oder widerlich. An der Ringecke wurde Lucie sogar angesprochen, und zwar von der Schulvorsteherin, die seit dem Besuche bei Papa die erklärte Feindin der Familie Wagner geblieben war und alles getan hatte, sie zu verunglimpfen. Jetzt erkundigte sie sich mit wohlwollendem Lächeln nach Lucies Ergehen.

Lucie errötete, stockte, merkte, daß sie absurderweise sich irgendwie schuldig fand vor dieser Frau, ärgerte sich über ihre törichte Befangenheit und brachte endlich demütig und ergeben ein paar verlegene Sätze zusammen. Wie war das Weib ihr plötzlich überlegen, ach, und es wußte auch um diese Überlegenheit, es genoß ordentlich Lucies Zustand, beendete dann, ganz huldvolle Nachsicht, die Audienz mit einer Mischung aus Ermahnung und Aufmunterung und rauschte in gemessener Haltung davon. Die Arztochter sank fast in sich zusammen, malte sich wütend aus, wie die Schulvorsteherin diese Begegnung zum besten geben und den schönsten Lacherfolg ernten würde auf Lucies Kosten, und sie grübelte darüber nach, was sie so gelähmt hätte. Da kam zum erstenmal aus einem noch dunklen Winkel ihrer selbst die vorläufig sinnlose Antwort: die Freundin Maria. Lucie glaubte falsch gehört zu haben, hatte Angst, in wer weiß was für Weiterungen verwickelt zu werden, sah lieber erst gar nicht nach diesem Winkel hin, hielt sich die Ohren zu und rannte fluchtartig einstweilen in eine Dumpfheit, wo man überhaupt nicht nachdenkt, sondern zunächst einmal alles träge hinnimmt. Da stand sie auch schon vor ihrem Elternhause, Wiedersehn alter Heimatwelt hatte in dieser Si-



tuation sich einen Gipfel erhofft, nun fühlte sie dies zur Unzeit passieren, wäre am liebsten noch umgekehrt, um nicht so geschwächt das Wichtige zu bestehen. Durfte sie sich vor den Obstfrauen, die dort seit Jahrzehnten am Markte saßen, die Blöße geben? Stießen deren Blicke sie nicht vorwärts, Blicke von Parzen, die gefährlich über alles Bescheid wußten, in unergründlichen Mienen einen verfänglichen Urteilsspruch bargen? Den Phantasmagorien ihrer Bildung verhaftet, dichtete Lucie in die behäbigen, klatschmäuligen, profit-schlauen Hökerweiber eine so verfehlte Mythologie und ließ sich immer wieder vom Verschwindelten ihrer Einbildung treiben. Stolperte also schweratmend ins Haus, ein Schauspiel, auf das ihrer Meinung nach eine ganze Stadt sah, während der Apothekergehilfe Bartelt, der immer vom Apothekenschaufenster den Ring beobachtete, sich die Frage vorlegte, zu wem wohl diese fremde, leidlich hübsche junge Dame käme, ob zu seinem Chef, dessen Frau verweist war, oder zum Assessor Bulze, der sowieso periodisch derartigen Besuch von außerhalb erhielt. Lucie stieg alle drei Stockwerke hoch, der Apothekengeruch erfüllte wie einst das ganze Haus, und die fremden Namenschilder: Pachnicke, Kaul, Gerstenberg und an der eignen Wohnung „Rechtsanwalt Plitzke“ las sie gar nicht,

so verwischte sich alles vor ihren Augen. Auf den Boden zu steigen, getraute sie sich nicht, obwohl da vielleicht noch ihre alte Puppenstube unter Spinnengewebe modern mochte, und überhaupt, so genau sie in ihr Herz hineinlauschte, nichts rührte sich darin, nur daß sie sich leis komisch vorkam, wie sie so zwecklos in einem fremden Hause herumtappte. Denn unwiderruflich fremd war ja nun doch einmal das Haus, obwohl sich baulich nichts an ihm verändert hatte, die geschmacklos grelle Germania noch immer über der „Germania-Apotheke“ mit allzu reichlichem Brustvorbau protzte, und der enge Balkon noch immer als hilfloses Klexchen Unglück an der Front klebte. Lucie wollte sich durchaus die Fremdheit nicht eingestehen, kroch zu einem letzten Versuche in den Hof, wo auch alles beim alten geblieben war, als sei sie gestern erst hier gewesen: unterm Holzschuppen die Apothekerkisten standen, der Handwagen lehnte, in der Ecke Weggeworfenes, Flaschenscherben, Packpapier, Stroh sich stapelte, und an rostiger Kette die Leiter hing, an der immer noch soundso viele Sprossen fehlten. Sie wollte sich durch das Medium der bekannten Requisiten durchaus eine Stimmungsoffenbarung ertrotzen, schnüffelte in der Luft, außer dem Mixturendunst witterte sie mittägliche Küchendüfte: Bratkartof-



feln, Beefsteak, auch ein Kompott, das aufs Blumenbrett eines Fensters zum Abkühlen gestellt war, und dennoch — das Ganze ergab nun einmal eine absolut fremde Angelegenheit, die zu ihr in keinerlei Beziehung trat: eines popligen Baus, in den sie, wer weiß wie, geraten war, degoutierende Intimitäten! Als sie wieder aus dem Tor trat, drückte ihre ganze Haltung so sichtlich Widerwillen und Enttäuschung aus, daß der Apothekersjüngling schadenfroh konstatierte: „Man war abgeblitzt!“ und bedauerte, seinerseits heut keinen freien Tag zu haben. Lucie aber war alle Lust zu weiteren Entdeckungen vergangen. Sie setzte sich auf die Veranda der Stadthauskonditorei, wo ihr Vater sie oft mit Erdbeertorte bewirtet hatte, aß ein Eis und betäubte sich an der Durchsicht sämtlicher illustrierten Journale, die bereits einen gewissen historischen Reiz besaßen. Da hatte sie die Genugtuung, vom Oberkellner ohne jede plumpe Zudringlichkeit oder Neugier einfach als bekannter Gast mit diskreter, selbstverständlicher Anrede: „Guten Tag, Fräulein Wagner“, begrüßt zu werden. Das Benehmen dieses Kellners sollte die einzige ihr gegenüber eingenommene Haltung bleiben, die während des Aufenthalts in der Heimatstadt nichts Unangenehmes an sich hatte.

Beim Mittagessen, das gemeinsam mit der Wirtin eingenommen wurde, plauderte Maria viel von ihren Erlebnissen heut in der Schule, immer noch war unter einem bornierten Schulrate Pflege vaterländischer Gesinnung wichtiger als Lehre nützlicher Kenntnisse, und Maria fand das ganz in der Ordnung. Als sie sich beiläufig nach Lucies Vormittag erkundigte, wick die in vagen Sätzen aus und sagte nur, sie sei in der Konditorei gewesen. Am Nachmittage pilgerten die beiden Mädchen auf den Kirchhof zum Grabe von Lucies Eltern. Auf dem Wege durch die Stadt begegneten sie allerlei alten Bekannten, und jedesmal machte Maria darauf aufmerksam, ja schwelgte ordentlich in der Beobachtung, wie man hinter ihnen hersah, stehen blieb und schmatzend die Sensation von Lucies Besuch betratschte. Lucie ging stumm, in sich gekehrt, Maria aber, wohl aufgeräumt, unterhielt in einem fort mit der aktuellen Skandalchronik, in der sie erschöpfend auf dem Laufenden war. Der Gang durch den heut früh noch nicht besuchten Teil der Stadt bestätigte der Arzttochter endgültig ihre Entfremdung, die sich bis zum Abgestoßensein steigerte, sie begann alles tüchtig zu hassen, diesen Kleiderladen mit dem unverschämten Anspruch, ein Modeatelier zu sein, diese



zum Delikatessengeschäft gestempelte Beudelei, diese ganze „Berliner Straße“ mit ihren Destillen, kleinen Krämereien, für Buchhandlungen ausgegebenen Kolportagebuden und Barbierstuben, die sich Friseursalons schimpften, wo des Inhabers schmuddlige Ehehälfte die Abteilung „Damen“ bediente und Maniküre zu sein vorgab. Ekel würgte ihre Kehle über das Reinäuerliche der Gebäude, diese verpfuschte Architektur mit soundso viel kleinen Türmchen, Krimskrams, falschem Pomp, schlechtem Material, verlogner Fassade, diese Schulkästen, den roten Rohbau der Garnisonkirche, den Kitsch einer schloßchenartig fabrizierten Villenstraße. An der Post spürte Lucie einen tiefen Schmerz. Sie hätte etwas drum gegeben, hineingehen und eine Postkarte schreiben zu können, aber an wen? — in Berlin hatte sie sich noch an niemanden anzuschließen vermocht, weil sie ja diese vier Jahre nur im Rückblick auf die Vergangenheit verlebt und in deren Kult sich ganz auf sich selbst zurückgezogen hatte, war sich aber auch im Umgang mit deren Gespenstern nicht einsam vorgekommen; jetzt erschütterte sie die Erkenntnis einer eisigen Verlassenheit, keine Menschenseele wissen, die auch nur das mindeste Interesse daran hätte, wie es ihr hier erging! Sie hätte mögen nach Marias Arm fassen, die Geborgenheit

dieser Freundschaft zu Hilfe rufen — da war zum zweiten Male dieses undeutliche Etwas, das zwischen sie und Maria die Mauer baute, ja mehr: Maria die Schuld an dieser ganzen unendlichen Verlassenheit gab. Sie sah ihre Freundin verstohlen an; deren Mund ging in unaufhörlichem Geplapper wie eines Nußknackers automatischer Mechanismus, und unwillkürlich erstand in Lucie der Gedanke: „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen?“ Da sie gerade über die Brücke gingen, verschmolz des Flusses eintöniges Geplätscher mit Marias Redestrom, Lucie wurde ordentlich eingelullt und müde gemacht davon, so daß kein Protest mehr aufkam. Dann betraten sie das Kasernenviertel, diese öde, durch wüste Exerzierplätze und scheußliche, viereckige Zwingbauten verschandelte Region, wo es früher von Uniformierten gewimmelt, immerzu ein Trupp auf Wache Ziehender vor einem Schnöselleutnant wie wahnsinnig gewordene Marionetten die Ehrenbezeugung gehampelt, eine Ordonnanz in sklavischer Haltung ihren Rücken dem Vorgesetzten als Schreibpult geboten hatte, hie und da ein Soldat auf offner Straße vom Monokeljüngling beschimpft worden und dem Vater Marias seine Glanzzeit als Rekrutenschinder beschieden gewesen war. Maria konnte sich's nicht verkneifen, etwas Gehässiges über den Wandel der



Zeiten zu vermerken, was die benommene Lucie auf ihre eigne Stimmung dem heimatlich Vergangenen gegenüber bezog. Lucie fühlte sich sofort der Freundin wieder nähergebracht, verwarf die Verdächte, die aus undefinierbaren Bereichen auf sie eingedrungen waren, und hing sich zärtlich in Marias Arm. Da begann die damit herauszurücken, daß sie jetzt gewissermaßen Lucies Kollegin geworden sei, auch sie habe sich auf die Literatur geworfen — und mit einer falschen Lustigkeit tat sie so, als nähme sie selber diese Laune nicht ganz ernst, erhoffte aber in Wahrheit Lucies Widerspruch gegen solche Selbstunterschätzung. Sie habe einen Unterhaltungsroman mit streng katholischer Tendenz geschrieben, wahrlich keine Dichtung, betonte sie mit verstellter, affektierter Bescheidenheit, mehr etwas Journalistisches, nur um Geld zu verdienen; denn sie sei nun einmal geringer Abstammung, unter heutigen Verhältnissen auf Nebenerwerb angewiesen. Man war zufällig am Eichendorff-Denkmal, und Maria entblödete sich nicht, diesen Stimmungsfaktor in völliger Verken- nung zu ihren Gunsten zu bemühen. Sie wies also, immer mit halbem Lächeln, das alles Unvorherge- sehene entwaffnen sollte, auf den Sockel hin, der allein vom ganzen Denkmal übriggeblieben war; denn die Eichendorffbüste hatte man während des

Krieges für den Heeresbedarf eingeschmolzen, wies mit ausgestrecktem Schirm, daß Lucie plötzlich alles Lehrerhafte in Maria entlarvt sah, und äußerte gänzlich absurd: „Schlesien ist nun einmal immer wieder die Wiege schriftstellerischer Neigung.“ Das Wort Wiege erweckte in Lucie die Assoziation von Kindergequäk, Windelgeruch und sonstiger Mießheit, eine Regung, deren sie sich sogleich schämte in der Erinnerung an eigne einstige Versessenheit auf das „Mutterglück“, bis sie wieder weiter dachte an das fürchterliche Ende, das solcher Wahn ihren Eltern bereitet hatte, und nun zum dritten Male auf neuer Fährte Marias Schuld an allem über Lucie verhängten Unheil witterte. Schon betrat man den Friedhof. Lucie kaufte in der Gärtnerei zwei Kränze, und man begab sich zur Grabstätte der Familie Wagner. Das Prestige der HonoratiorenklIQUE schien es erfordert zu haben, daß man sich des Grabes annehme: ein Denkstein war errichtet worden in Gestalt eines aufgeschlagenen Gebetbuches, das im Medaillon die Photographien der Verstorbenen enthielt, und mit lauter Muscheln war der Namenszug der Familie sinnig auf dem Rasenviereck davor ausgelegt. Lucie schüttelte sich, kam sich blamiert vor und spottete im Stile ihrer Berliner Verlagskollegen: „Ragoutfin-Jrab“, während Maria das „Arrangement apart“ fand, mit



Regisseurgeste die mitgebrachten Kränze plazierte, die und jene Muschel in Reih und Glied rückte und die scheußlichen Papierblumen am Gitter energischer befestigte. Dann konnte Lucie nicht umhin, zu den Gräbern von Marias Angehörigen mitzugehen. Deren Vater Sergeant war noch in der Zeit, da Lucie hier beheimatet war, am Delirium gestorben, das ihm seine Unersättlichkeit im Nassauern zugezogen hatte; die Mutter, an die Prügel und Brutalitäten des Militärdespoten gewöhnt, kurz nachher eingegangen, weil kein starker Arm ihre Mägededemut mehr zusammenschmiß, und der knotige Bruder als allzu junger Rekrutenschreck auf dem sogenannten Felde der Ehre gefallen, das heißt im Lazarett einer peinlichen, in der Etappe geholten Ansteckung erlegen. Maria war herzlich froh gewesen, als diese Todesfälle ihr endlich Unabhängigkeit geschenkt hatten, nun faltete sie dekorativ die Hände zum Gebet, machte Augen wie ein erstochenes Kalb und tönte noch ausdrücklich von ewiger Kindesdankbarkeit, wo doch Lucie wußte, daß der Vater ihr keinen Pfennig beigesteuert, die Mutter sogar Marias Einkünfte aus Stundengeben ihm zugeschanzt und der Bruder ihren Schmuck verkauft hatte, um in den Frauenzimmerkneipen als nobler Herr aufzutreten. In den Bäumen der Wallpromenade überm Kirch-

hofs rauschte der Wind und schien der Arztochter ehrlicher, inhaltsvoller zu sein, als alles Geräusch, was Maria seit Lucies Anwesenheit von sich gemacht hatte. Den Rückweg nahm man außerhalb der Stadt auf dem Überschwemmungsdamm, Lucie sah lange über die Wiesen zur Bergkette hinüber, aber Maria sagte, sie sei aus einer unsentimentalen Familie, und die Natur sei gewiß eine ganz nette Sache, doch dürfe man sich in solcher Schwärmerie nicht allzu weichlich gehen lassen; die Lehrlingen und Fabrikmädel, die unbefangen im Freibade miteinander tollten, rügte sie als schamlos, und wenn Mücken sie stachen, schlug sie resolut und gehässig zu. Am Missionshaus trafen sie abermals die Schulvorsteherin, die herablassend grüßte, Maria machte widerlich devote Fisimatenten, um außer Hörweite perfid zu höhnen. Da biß Lucie die Zähne aufeinander und summte den letzten Berliner Schlager, um sich nicht selber allen Boden unter den Füßen abzugraben.

8

Die nächsten Tage vergingen eigentlich indifferent. Man redete am wesentlichen vorbei und tat, als wäre alles in schönster Ordnung. Noch wollte Lucie durchaus glauben, daß alles so gekommen sei, wie sie's ersehnt hatte. Sie zwang sich, keine



Enttäuschung zugeben zu müssen, stand noch ein paarmal am Grabe ihrer Eltern, wollte etwas Erhabnes, Wunderbares, Seltenes empfinden, eine Wiederaufnahme in verlorne Heimatparadiese, und blieb doch leer, unberührt, von keinem Schauer himmlischer oder irdischer Art gestreift, ödete sich in einem ihr gleichgültigen Garten zwischen geschmacklosem Denkmalsplunder und hatte mit alledem nichts zu tun. Nachmittags durchwanderte sie mit Maria nach und nach sämtliche alten Lieblingswege in der Umgegend, die ganze weittläufige Wallpromenade, die Kirschenallee, die zum Kriegerdenkmal führt, den Pfad am Fluß entlang zur Wallfahrtskapelle, die weiße, ins Unendliche leitende Landstraße, die immerzu auf den Bergkranz zuläuft und sie zur abenteuerlichen Flucht verleitet hätte, wäre nicht Marias Besonnenheit dazwischengefahren, den Spaziergängen eine grade bekömmliche Dosis zumessend und keinen Schritt darüber. Für Fahrten ins Blaue hinein war sie überhaupt nicht zu haben, vom einmal vorgenommenen Wege abweichen, sich durch einen Steig zwischen Ährenfeldern oder einen Rain am Bächlein entlang verführen lassen, eines Wegweisers unbekannter Namenslockung zu folgen, galt ihr als zigeunerhaft, unordentlich, kindisch, und war nicht vorher Ziel und Dauer der Tour exakt fest-

gelegt, rührte sie sich nicht aus dem Bau. Lucie hatte in der Haft der Großstadt nach diesen freien Wanderungen besonders gehungert, in dem öden graugetünchten Bureauraume, der etwas von einer Gefängniszelle besaß, unumschränktes Schweifen durch ihr schönes schlesisches Gelände sich erträumt, in aller Maienfrühe durch den Wald zum benachbarten Ackerbaustädtchen oder Rast an einem Blumenhange unter Birken, wenn ländliches Leben auf der Bergchaussee vorbeikarrt, oder am Gatter einer Weide stehen und den Kühen mit den Glöckchen zuschauen, oder gar nicht einmal soviel, nur dies: auf einer Bank des künstlichen Stadtparkhügels feiern und hinüberblicken auf die Gebirgskette, die hinter den weiten Auen ihre magische Mauer ums All zog. Aber wie schal und nüchtern war das jetzt Wirklichkeit geworden; auch diese Erfüllung beglückte nicht, was Befreiung, Verklärung, Seligkeit hätte sein müssen, vollzog sich als Erledigung eines Pensums, Marsch zu gesundheitlichem Nutzen und sonstiger Bereicherung; denn man versuchte auf den Dörfern, durch die man kam, landwirtschaftliche Produkte wohlfeil zu erhandeln und hielt Gespräche pädagogischer Art, die einen naturwissenschaftlichen, erdkundigen oder kulturhistorischen Aufsatz über den durchquerten Landstrich vorbereiteten. Lucie wagte



diesmal nicht mehr festzustellen, durch wessen Schuld ihr auch die Süße dieser Erlebnisse weg-eskamotiert wurde, noch scheute sie eine gründliche Abrechnung, betäubte im Gegenteil ihr Gewissen durch spontane Nachgiebigkeit. Sie nahm ganz von selbst Marias Ansinnen wieder auf: ließ sich den Roman vorlesen und erkannte ihn gleich als Schmarren, der mit perfider Berechnung alle für publikumswirksam gehaltenen Tricks zusammentrug, darin aber des Schlechten zuviel tat und so aufdringlich wirtschaftete, daß für ärgsten Ungeschmack diese faustdicke Sache unbrauchbar blieb. Feig vor sich selbst belog sich Lucie aber und redete sich ein, diese Absichtlichkeiten seien Beweis einer unraffinierten, täppischen Ursprünglichkeit, Zeichen eines unverdorbenen Draufgänger-tums, das eine geniale Entwicklung verspräche, schrieb in diesem Sinne einen Empfehlungsbrief und sandte das Manuskript an ihren Verlag. Hier-auf hatte sie so etwas wie ein gutes Gewissen, auch ein wenig das schmeichelnde Gefühl, Protektorat gespielt zu haben, und die Genugtuung, zu einem Teile wenigstens die Gastfreundschaft abzuzahlen. In erleichterter Stimmung ließ sie nun vorläufig die Begebnisse über sich ergehen, die zweite und dritte Woche in der Heimat hatte keine Abgründe für sie und allerdings auch keine Höhen, häufiger

wurde sie jetzt von alten Bekannten angesprochen, von der Oberpostsekretärswitwe, die einst im selben Hause gewohnt hatte, vom Stadtrat Kern, dessen Tochter nach einem abenteuerlichen Leben doch noch eine allgemein anerkannte Geigenvirtuosin und also verspätet Stolz der Eltern geworden war, von der Schneiderin, die einst für Lucie gearbeitet hatte und sie nun rührend menschlich aufnahm und bewirtete. Deren schlichte, unverstellte Art tat ihr wohl, und dennoch nutzte Lucie ihre Ergriffenheit aus, ließ sich ein Kostüm zum Selbstkostenpreise machen, prahlte mit diesem Streich vor Maria, um dem Hohne auf Sentimentalität vorzubeugen, und buchte doch auch diese Sünde im Geheimsten ihrer Brust gegen die Sergeantentochter. Da Lucie nun im Ablauf des Geschehens etwas Gewohntes und Regelmäßiges war, wurde sie auch allmählich von der Stadt als ein Bestandteil aufgenommen, der in eine bestimmte Rubrik eingeordnet und darum für ungefährlich vermerkt werden konnte. Ferienbesuch der gutbelemundeten Lehrerin Gnitschik, auswärts in leidlich dotierter bürgerlicher Stellung, Kind dieser Stadt, das ihr nicht zur Schande gereichte! Maria konnte fast schon Staat machen mit ihrem Gaste, längst sah niemand mehr scheel hinter ihnen her, einige Nachzügler luden sie sogar zu gemeinsamer



Visite ein, indes der Mehrheit diese Erscheinung nun schon gleichgültig wurde und der allgemeinen Unterhaltung sich ein frischer, aufregender Stoff bot in Gestalt des Ingenieurs Beschorner, der als verschollen gegolten hatte, jetzt aus russischer Gefangenschaft zurückkehrte und seiner weiß Gott ihm stets treu gebliebenen Gattin die eheliche Gemeinschaft aufkündigte mit keinem stichhaltigeren Argumente als dem: er könne sich dem Reize des Einsamlebens nicht mehr entwöhnen! In Sicherheit gewiegt durch Lucies Gefügigkeit machte Maria jetzt auch alles mit, was Lucies großstädtischer Gewöhnung entsprach, ging mit ihr nachmittags in die Konditorei, trank dort auf Lucies Kosten einen Likör mit und ließ zu, daß Lucie Zigaretten rauchte. In diesem Zeitpunkte war die Stadt, die außerhalb des Abstimmungsgebietes lag, Szenerie wildester Bewegtheit. Der von Regierung wegen geduldete „Selbstschutz“ hatte hier seine arroganteste Etappe etabliert. Alte Bedeutung als Garnisonstadt schien wiederzukehren. Landsknechte in seltsamer Adjustierung beherrschten die Straßen, mit Hunden, deren Herkunft unkontrollierbar war, an allen Körperteilen Ehrenzeichen, die sie sich selbstherrlich beim gefälligen Uniformschneider erstanden, vom Hakenkreuz bis zur Blechlokomotive, harmlosem Abzeichen eines

Lokomotivführervereins. Autos fauchen, die Lokale sind überfüllt. Bayrische Studentlein und Gymnasiasten in Uniform geben in Weiberkneipen den Ton an, streuen mangelhafte lateinische Vokabeln in ihren Dialog, bewundert von Gastwirtstöchtern und zugereisten Schankknoten. Lagen Schnäpse rotieren, und als spaßige Formel begleicht ein „An die Wand!“ den Vertilg jeglicher Runde. Durch nächtliche Straßen trappeln Beutezüge mit Pferden, Wagen, Gerät. Aus dem über die Polizeistunde geduldeten Lärme klingt der Chorus: „Wir wollen keine Judenrepublik!“ und der Roßhändler Moritz Warschauer sitzt eines guten Geschäfts gewärtig nachsichtig dabei, die Stammgäste, durch die Anwesenheit so erlauchter Ausnahmen vor frühem Aufbruch geschützt, lächeln tolerant: „Dieses Geld wird bei uns ausgegeben!“ Der Wirt hat seinen Vorderladen rasch abgetrennt, eine Bar markiert und eine alte Hure drin aufgebaut, die mit den Abzeichen der „Selbstschützer“ an der Bluse nach Noten neppt. Zahlmeister schwelgen: „Fremdes Geld ausgeben, eigenes behalten!“ Sogenannte „Flüchtlinge“, Besitzende, die ihren Mammon rechtzeitig in Sicherheit brachten, schmarotzen in den Hotels, werden von Reichs wegen als Märtyrer in nobelstem Quartier freigehalten. Alles verfügt über unermeßliches Kapital, hinter ver-



geschlossenen Läden wird bis früh gespielt, weingerötete Fratzen rülpsen alkoholübernommen von ihren Heldentaten: „Wir Freischärler, oh! wenn wir so ein polnisches Schwein erwischten, mit ihm ins Getreidefeld, und dort hat ihn der ‚Schlag gerührt‘, und wenn's Hochwürden war, Erzpriester Kalupka!“ Und die deutschkatholischen Honoratioren lauschen befriedigt und nehmen Ehrwürden Kalupkas Ende widerspruchslos ad nota. An einem Torte, der einer ihr völlig fremden Person angetan wird, explodiert dann endlich Lucies lange aufgespeicherte, unterirdische Wut auf die vermeintliche „Freundin“.

9

Man saß wie üblich am Spätnachmittage in der Stadthauskonditorei. Am Nebentische las eine unbekannte Dame die „Illustrierte“, ganz unauffällig bürgerlich gekleidet: blaues Kostüm, Strohhut mit blauweißbrotem Band. Plötzlich vernimmt Lucie brutales Gekrächz: „Die Sau da hat die französischen Farben am Hut: ich vermute, sie weiß es in ihrer Dämlichkeit gar nicht, sonst ging ich hin und pfefferte ihr die Reitpeitsche in die Fressel!“ Sie selber fühlt sich vergewaltigt, hat für einen Moment geschlossenen Auges die Vision einer von Soldaten mißbrauchten Zivillistentochter, sieht dann auf

Maria und gewahrt in ihrer Miene das Entzücken derer, die zu einer auf Gewalttat, Mord, Anmaßung und Machtkitzel gestellten Kaste gehören. Da sagt sie so kategorisch „Zahlen! Kellner!“, daß Maria keinen Widerspruch wagt, haut das Geld auf den Tisch und geht. Geht verbittert, stumm neben Maria bis in die Wohnung. Und legt dann, ehe Maria das Abendessen bestellen kann, in Gewittern los. Aus dem lang verwahrten Käfig der Gefühle bricht elementar Raserei. Hin und her taumelnd in Marias Stube, in der zu so heftigem Agieren wenig Platz ist, stößt Lucie erregte Worte aus. Diese Worte fallen wahllos, anfechtbar, unlogisch, weil Lucie wirklich aufgewühlt ist, daß sie's als körperlichen Schmerz in der Herzgegend spürt. So bleibt ihr Maria im Gedanklichen der Auseinandersetzung überlegen, und Lucie erkennt auch gleich diese Überlegenheit, gegen die sie wehrlos ist, und wird noch wilder erbittert. Blaß, die Finger nervös verkrampft, würgt sie an ihrer Rede und schmeckt deren Bitternis auf der Zunge. Mit dem eben erlebten Fall beginnt sie: das sei nicht zum Aushalten, was man sich jetzt hier bieten lassen müsse, und daß man nichts dagegen tun könne, einfach wehrlos sei, und jeder Mensch hier nähme das so hin, voll Bonhommie, gar noch beifällig, diese Einheimischen seien eigentlich schuld, wenn die Sol-



dateska sich derart benähme, man ermunterte sie ja geradezu zu ihren Unflätigkeiten, und Maria täte da auch mit, ob sie sich nicht schäme?! Maria: „Was willst du eigentlich von mir? Du hast ja eben selbst gesagt, man kann nichts dagegen tun. Wie sollten wir zwei Mädchen gegen die ganze Schar aufkommen! Was hätten wir von einem Skandal gehabt? Und übrigens hast du ja doch auch nichts dagegen getan!“ — „Ich habe wenigstens gleich das Lokal verlassen und werde es auch in Zukunft meiden!“ — „Damit schädigst du dich nur selber, nicht die andern, bringst dich nur um dein eignes Vergnügen! Schließlich, was ist denn da gar so entsetzlich? Patrioten äußerten eine Befürchtung. Freilich wohl an die falsche Adresse. Übereifer ist besser als vaterlandslose Gesinnung. Ganz unbegründet ist so ein Verdacht nie: Gab's nicht genug ehrvergessene Dirnen, die sich würdelos an den Feind wegwarfen? Sich hier mit dem kriegsgefangenen Gesindel abgaben, während unsere braven Jungens draußen in hartem Kampfe standen! Die verdienten, mit glühenden Eisen gepeitscht zu werden.“ — „Du bist ja eine richtige Megäre! Mensch ist Mensch, was konnte der einzelne dafür, daß er Franzose, Engländer war. Er tat als Soldat seine Schuldigkeit, wie unsere Soldaten sie tun mußten. Und die armen Gefangenen, jahrelang von der

Heimat getrennt, waren doch nur bemitleidenswert. Warum sollte sich nicht ein Mädel in einen verlieben, wenn er ein netter, ordentlicher Mensch war? Kann jemand wider sein Gefühl? Es ist schandbar, so dein Geschlecht zu verleugnen. Übrigens, wenn im besetzten Frankreich Mädels unsern Offizieren zu willen waren, das paßte euch ganz gut in den Kram, da hattet ihr nichts daran auszusetzen. War denn das nicht viel anfechtbarer, weil die mit dem siegreichen Feinde verkehrten, mit dem, der ihr Land in seiner Gewalt hielt? Und jene taten's wohl meist gezwungenermaßen, weil ihnen nichts anderes übrigblieb, solange die Unsern die Macht dort hatten.“ — „Um so schlimmer, wenn deutsche Weiber freiwillig sich einließen mit den Widersachern ihrer Nation! Sich gallischer Brunst zur Verfügung stellten! Natürlich redest du völlig konfus: deine Vergleiche sind ja unmöglich. Leichtes gallisches Blut ist hemmungslos, die Weiber dort sind alles Dirnen, da macht es nichts aus, ob Landsmann, ob Fremdling. An den Mädels dort ist nichts zu verderben, wer da ist, der hat sie. Und die sind auch nur aufs Geld aus, die Biester! Denen lag nur daran, unsere Leute zu schröpfen und ihnen wer weiß was aufzuhängen. Vielleicht sollte auf diese Weise planmäßig unser Heer vergiftet werden!“ — „Du



sprichst, wie dein Vater gesprochen hätte. Ihm freilich konnte man's nicht verdenken, er verstand es eben nicht besser!“ — „Über meinen Vater hat wenigstens niemand in der Stadt zu tuscheln gewagt, und meine Mutter hat sich über seine Untreue nie zu beklagen brauchen!“ — „Warst als kleines Mädel ja schon eine wilde, gewalttätige Range, wenn's nach dir ging, mußten lauter Jungenspiele gespielt werden, Krieg, Indianer, Räuber, und es ging meistens nach dir, und dann maßtest du dir selbstverständlich die Hauptrolle an, du warst immer der Kaiser, der Häuptling, der Räuberchef, und ich mußte deine Befehle ausführen, wurde von dir an den Marterpfahl gebunden oder als Gefangener schimpflich traktiert!“ — „Du warst immer schon zuchtlos und mußtest gebändigt werden. Es hat dir doch ganz gut getan! Übrigens finde ich es unverantwortlich, unsere wackeren Vaterlandsverteidiger zu verdächtigen. Sie tragen ihre Knochen für uns zu Markt!“ — „Faulenzer, die im Trüben fischen wollen und Freude an Roheiten haben: auf Kosten anderer machen sie sich gesund, sieht du nicht, wie sie alle Taschen voll haben, das nennt man dann ‚requiriert‘. Gnade den Ärmsten, gegen die die Meute losgelassen wird!“ — „Krieg ist Krieg!“ — „Mord ist Mord! und wer sich gar jetzt noch dazu hergibt, solch

rohes Handwerk auszuüben, der ist nichts nutze und im Kern verkommen!“ — Maria siegesbewußt dozierend: „Bei allen Nationen war, solange sie in Blütestanden, die Kriegerkaste eine hervorragende.“ Lucie schnippisch: „Mein Vater hat schon immer über den Uniformkoller der Hiesigen gespottet . . .“ — „Weil er selber nie Soldat war, hatte er keine Ahnung davon. Freilich, wer zur Zügellosigkeit neigt, muß eine Einrichtung, die auf Disziplin beruht, scheuen.“ — „Was du Disziplin nennst, das kenn’ ich! Damit hab’ ich mich leider allzu lange und allzu gefügig schikanieren lassen. Den Schwächeren ausnützen nach Möglichkeit, ihn bis aufs Blut kujonieren und für sich anspannen, ei du Wanst! Warst damals der reine Koloß gegen mich, wußtest nicht, wohin mit den Kräften, und ließest sie an mir Schwächling aus! Zwangst mich zartes, gebrechliches Ding, dem die eigene BÜchertasche schon schwer genug war, auch noch deine volle Schulmappe zu tragen, und oft mußte ich dir auch noch von einem Bauplatze einen Ziegelstein mitschleppen, mit dem du zu Hause deine Blätter fürs Herbarium zu beschweren gedachtest. Und ich dumme Göhre ließ mich als Kind schon körperlich von dir tyrannisieren, wie du es später geistig getan hast! Sagte nicht einmal meinem Vater, wenn ich mit lahmem Kreuz und völlig erschöpft von



dieser Lastträgerei zu Haus ankam, was mir eigentlich so übel mitgespielt hatte.“ — „Was wärmst du denn diese alten Sachen auf, und noch dazu so hysterisch entstellt! In Wahrheit botest du dich immer an . . .“ — „Schweig! Jetzt rede ich! Lange genug hab' ich mich mundtot machen lassen, jahrelang hast du mich unterdrückt und mir mein Selbstbewußtsein genommen, ich habe mir's nur nicht eingestanden, aber jetzt ist es mir fürchterlich klar, daß du überhaupt die Schuld trägst, letzten Endes nur du an allem, an meiner Glücklosigkeit, am Tode meiner Eltern, an meinem Exil dort in Berlin und an der Heimatlosigkeit, daß mir nun auch diese Rückkehr in die Vaterstadt so verfehlt wurde!“ — „Glatt übergeshnappt! Oder du hast die zwei Curaçaos denn doch zu schnell getrunken!“ — „Durchaus nicht übergeshnappt, sondern endlich einmal zur Vernunft, zur klaren Erkenntnis gekommen! Wer konnte mein ungebrochenes Naturell, das allem und allen gegenüber frei blieb, nicht vertragen, nicht gelten lassen? Du! Weil es deine Gebundenheit störte! Wer war darauf angewiesen, sich selbst nur durch Unterdrückung anderer zu behaupten? Du! Du ruhest nicht, bis du nicht in meiner arglosen Brust ein Schuldgefühl erweckt hattest, bis ich mir törichterweise niederer vorkam als du, weil ich lebte, so wie es

mir gegeben war: in meinem Elemente mich naiv tummelnd, du aber immer beflissen nach irgend etwas anderem, durch Satzung und Komment Bindendem, dich richtest! Ich im unverwirrten Gefühl hatte immer spontan abgewiesen, was offiziellen Rang sich anmaßte, Forderungen erhob, die nicht aus mir selber kamen, was mich umkrepeln wollte. Du warst von vornherein benommen von der Machtfülle der Autorität, ordnetest dich einer Direktive unter, die für dich die Verantwortung übernahm und dann ihre unbedingte Dienerin auch im Namen dieser Macht über alle Opfer herrschen ließ, die du dir unterwerfen würdest. Und das zahmste Opfer war ich! Beugte mein Vater mich mit keinerlei kleinlichen Vorschrift, so ließ ich mich von dir zu Verzicht und Einschränkung hypnotisieren. Noch meine Lustbarkeit stand unter deinem Kommando: ich mußte mit dir zu Abonnementskonzerten gehen, zu denen mich gar nichts zog, nur um dort deines Anbeters Freund, der euren Flirt gestört hätte, zu beschäftigen. Du hingst dich an mich, kamst jeden Tag, belegtest jede Stunde, bis du mir unentbehrlich warst. Ich fieberte schon immer um den Augenblick, da dein Besuch bevorstand, und klang dann dein Zeichen, der Pfiff mit dem „Rienzi“-Motiv, von der Tuchgasse her über den Ring, sprang ich zum Tor hinunter. Später hatte dein



Vater von einem Einjährigen, dessen Eltern ein Fahrradgeschäft besaßen, ein Rad geschenkt bekommen. War er im Dienst, brachtest du es mit, fuhrst darauf, und ich trabte wie ein Hündlein daneben her. Und wie war es mit dem Theaterbesuch? Dein Vater, noch voll subalternen Mißtrauens gegen Komödiantentum, hätte dir ihn nie erlaubt, da stecktest du dich hinter meinen Vater und erreichst nicht nur die Möglichkeit hinzugehen, sondern auch mit mir kostenlos in der Loge zu thronen, während dir sonst zu eigenen Lasten die Galerie geblüht hätte. Dafür verliebstest du dich in denselben jugendlichen Liebhaber, dem auch meine Zuneigung galt, und nun mußte ich das lebensgefährliche Wagstück auf mich nehmen, die Visitenkarte von seiner Tür zu stehlen. Das Reellere wußtest du geschickt für dich zu ergattern, lernstest ihn kennen, als er das Festspiel für die Kaiser-Geburtstag-Feier den Soldaten einstudierte. Das sagtest du mir freilich erst, als wir beide an der Eisenbahnbarriere dem Zuge nachstarrten, der ihn ins nächste Engagement trug, und da zerkratzte ich dir nicht die scheinheilige Visage, sondern taumelte nach Hause und heulte eine ganze Nacht durch, ich Idiotin ich!“ — „Dürftest dich wohl nachher noch anderweitig ausgiebig schadlos gehalten haben!“ — „Gott sei Dank! Aber auch

das ist durch deine Schuld fragwürdig und unvollkommen gewesen, bis es zur entsetzlichen Katastrophe führte . . . Vielleicht entsinnst auch du dich noch eines Herbstnachmittages. Du hattest mich überredet, meinen Spaziergang in die Wälle aufzugeben und dich zur Geigenstunde zu begleiten. Die fand bei einem Militärmusiker in der Pionierkaserne statt. Hatte ich nun schon ein Grauen vor der alten düsteren Infanteriekaserne, in der ihr wohntet, so war mir der gräßlich blutrote Rohbau der Pionierkaserne geradezu verhaßt. Und nun mußte ich in der trostlosen, widerlich nach Kaserne stinkenden Stube hocken und durfte nicht mucksen. Draußen schien so lockend die Sonne, und ich hatte mich so sehr auf einen Spaziergang in der bunten, sanften Herbstwelt gefreut! Nun war ich völlig verfehlt hier eingefangen, die Unterrichtsstunde schien und schien kein Ende zu nehmen, in einem andern Teil des Gebäudes zog ein Trompeter immerzu die gleiche stiere Tonleiter in die Länge, manchmal hallten draußen auf dem Gange Kommandos, unten im Hofe krächte eine Unteroffizierstimme immer wieder: „Laufschritt, marsch, marsch!“, dann Getrappel, dann: „Zurück, marsch, marsch!“, scharrendes Geräusch, und so unendlich fort, unterbrochen nur hin und wieder durch unflätig höhnende Schimpfworte an den



und jenen Namen: ‚Piontek, du Schwein!‘ oder ‚Der Wirbitzki, das Miststück!‘, und ich saß regungslos und Tränen rannen über meine Backen. Als wir endlich aus der Kaserne traten, war die Sonne verschwunden, begann die Dämmerung, diese zauberhafte Dämmerstunde erster Herbstabende, wenn die Schaufenster wieder sich zu erleuchten anfangen und man in einer weichen Wohligkeit durch die fast unwirkliche, kulissenhafte Stimmung schlendert. Da machtest du dich daran, ‚mir vollends reinen Wein einzuschänken‘, wie du’s nanntest, nämlich in unverschämtem Diebsgeflüster Schmutzereien zu enthüllen, Erfahrungen auszupacken, die beweisen sollten, daß diese ganze Sache ein Laster sei, das man nur im Geheimen treiben könnte und nachher um so zorniger verleugnen, lästern und strafen müsse. Die Tatsachen, die du vorbrachtest, waren mir längst bekannt; über die Vorgänge an sich war ich längst durch medizinische Bücher unterrichtet; aber du setztest sie einer verteuflten Beleuchtung aus, machtest sie so verdächtig und anrücklich, daß meine Unbefangenheit starb. Ich unterwarf mich freilich nicht ganz deiner Anschauung, dafür waren meine Natur, meine Erziehung und die Atmosphäre meines Elternhauses zu andersartig, aber es sickerte doch immerzu etwas von deiner Deu-

tung in mein Gefühl und machte mich unwillkürlich zwiespältig. Als ich an diesem Abend heimkam, sah ich Mutter und Vater schon mit veränderter, jedenfalls nicht mehr naiver Empfindung an, und dieses Kritische durchwuchs und spaltete in der Folge mein ganzes Dasein. Was wir beide dann gar noch, in der Trunkenheit das erstemal und noch bisweilen gewohnheitsmäßig oder aus Mangel an anderer Gelegenheit, miteinander anstellten, bannte mich vollends in die Unsicherheit. Von Freiheiten, die mein Vater mir einräumte, machte ich nur unter Gewissensbissen und Zweifeln Gebrauch und haßte hinterher ihn dafür, nicht dich, weil ich ihm die Konflikte zur Last legte, in die ich dabei geriet. Es war schon so weit, daß ich nicht im geringsten mehr selbständig entscheiden konnte. Wo mein Wille instinktgemäß feststand, fragte ich doch dich erst um deine Meinung und respektierte sie dann auch, unterdrückte den eignen Einwand als nicht gehört, und weil es ja dann eigentlich gar nicht meine eigne Handlung war, tat ich sie auch unbeholfen, ohne Geschick, wie strauchelnd. Also kam ich mir lächerlich gemacht vor und flüchtete, Schutz suchend, erst recht in deine Gewalt. Ich hatte nicht mehr den Mut, dafür einzustehen, ob ich eine Straße auf der rechten oder linken Seite beschreiten, Käse-



oder Kirschkuchen bestellen, Zigaretten mit Gold- oder Korkmundstück rauchen sollte, das heißt: meine besondere Neigung war in jedem Falle klar, aber ich war nicht mehr imstande, ihr zu folgen und mich einzig auf sie zu verlassen. Sollte etwas in einem Laden gekauft werden, ging ich erst viele Male davor auf und ab, ehe ich einzutreten wagte, und nahm hinterher unbesehen das Erstbeste, bloß um möglichst rasch aus dieser Situation befreit zu sein, die ein Bekenntnis zu einer bestimmten Wahl erforderte. Damals trug ich wohl die unmöglichsten Kleider, weil ich dem Geschmack der Ladeninhaber oder dem deinen ganz vertraute. Sogar was selbständiges Benehmen schien, war sklavisches Benehmen, die in deinem Sinne zu tun glaubte, oder Ratlosigkeit, die sich Hals über Kopf in die erstbeste Möglichkeit stürzte. Mein Vater erlaubte mir Reitunterricht, und ich machte davon Gebrauch, weil es deiner soldatischen Vorliebe für Körperertüchtigung zu entsprechen schien. Ich ging mit einem finnigen Pennäler, der mir eklig war, weil ich mich nicht entschließen konnte, das höfliche Anerbieten seiner Begleitung abzuweisen. Gott weiß, wie sehr ich mich dabei langweilte! Und später ließ ich es mit einem völlig Gleichgültigen darauf ankommen, was er an sensationell-körperhafter Fertigkeit zu bieten hatte. Viel und lohnend

war es wahrhaftig nicht! Du aber hattest damals schon bei weitem Triftigeres hinter dir: den Kantinenpächter, der in seinem Weinkeller verfängliche Spiele mit dir getrieben hatte, und den Feldwebelsohn, dem du eines Sonntags, als seine Eltern unterwegs waren, aufs Zimmer folgtest, um sein Ansichtskartenalbum zu besehen. Eine seltsame Prahlucht verleitete dich ja immer, deine Verfehlungen mir zu berichten, aber in halb zynischen, halb bußfertigen Worten, deren Leitmotiv hieß: ‚Wer heilig sein will, muß viel gesündigt haben!‘ und nach Denunziantentum roch. Dort also hattest du in lüsterner Neugierde alles mit dir geschehen lassen, und es war wirklich alles geschehen, aber du hattest an den erlebten Dimensionen nachträglich noch die herbe Kritik Nimmersatter geübt. Protziggeradezuschildertest du den nächsten, einen Leutnant, mit dem du heimlich nach Ziegenhals hinüberfuhrst, in ein Hotel, wo ihr als ‚Herr und Frau Kandidat Müller‘ auftratet und immerhin Übungen vornahmt, die mir neu waren, von dir aber mit der Genugtung erzählt wurden, die Vielerfahrene einem Grünling gegenüber bekunden. Beichten mochtest du sie freilich lieber in der Franziskanerkirche als beim Stadtpfarrer, dem deine Personalien zu geläufig waren. Um so verwerflicher war es, deine Beziehungen zu mir brüsk



abzubrechen, als der arme Namislow bei uns aufgenommen wurde. Zumal ich auch in dieser Sache unter deine Suggestion geriet. Er schien mir geistig überlegen, ich mißtraute dank deiner Verdächtigung dem Sinnlichen an sich, redete mir ein, bei einem Verhältnis, das auf Geistigem beruht, bestehen zu können, und ließ mir's an den dürftigen und fast geschäftsmäßigen Liebkosungen genügen, die die Intimität einer gemeinsamen Wohnung sowieso mit sich bringt. Weil ich aber, diese Verbindung überschätzend, so herrlich bei der Sache war, fing es diesmal Feuer. Da machte meine wahre, oppositionelle Natur widerborstig Front gegen deine Lehren, und ich trotzte darauf, hier unbekümmert die Satzung zu brüskieren und mich als uneheliche Mutter durchzusetzen. Jetzt war ich wieder meinem Vater so nah wie nie und erwartete von ihm Billigung meines Entschlusses. Natürlich mußte er von sich aus bestrebt sein, mich vor der Mißachtung zu bewahren und den Schaden tunlichst schnell zu reparieren. Damals war ich nicht imstande, seine beste Absicht als solche zu würdigen, fühlte mich vielmehr zum zweiten Male und noch tiefer enttäuscht, ließ aber heimtückisch, wie es deiner Schule entsprach, alles mit mir geschehen und rächte mich nachher in derselben, von dir ererbten feigen Art, rächte

mich für etwas, was ich als Freiheitsberaubung empfand, obwohl es in Wahrheit überschwängliche, mehr als uneigennützigte Befreiung war! Zwiespältig war ich noch, als ich halb erkannte, was ich angerichtet hatte. In dem Kranze, den du zur Beerdigung sandtest, wollte ich das Zeichen einer Großmut sehen, die überm Grabe mit ihren Feinden Frieden schloß, und als ich abreiste, war ich dir heimlich wieder zugetan. In Berlin dachte ich immerzu an dich, so kam ich nicht dazu, dieser Stadt mich so zu bemächtigen, daß ich meiner Eigenart entsprechend sie genutzt hätte. Vielmehr blieb ich immerzu unnahbar wider sie, schwankend gebrauchte ich sie halb, halb verdamnte ich sie, jedenfalls nahm ich sie nie als eignes Gebilde mit eignen Gesetzen und Gepflogenheiten, sondern schätzte sie nach meiner Vergangenheit und nach dem in der Heimat Üblichen ab. So war fortwährend in einer Hinsicht bei ihr etwas zuviel, in andrer Hinsicht ebenso peinlich etwas zu wenig. Ins rechte Gleichgewicht kam ich mit ihr die ganzen vier Jahre hindurch nicht. Dann empfing ich wieder einen Brief von dir und hatte den Eindruck: die Heimat belohnt mich für so viel beharrliche Treue. Erlebte also von Berlin bewußt nichts mehr als deine Briefe an mich. Und reiste bei erster Gelegenheit in deinen Zauberkreis



zurück. Aber ich hatte ja längst kein Anrecht auf Heimat mehr, weil ich sie so verräterisch einseitig mit dir identifiziert, verkleinert hatte. Heut weiß ich allzu schmerzlich, was Heimat ist: nur das, was unabhängig von Personen und Interesse einem zuinnerst Erlebnis blieb! Noch um dieses Erlebnis hast du mich bestohlen! Weil deiner Nüchternheit, deiner gefühllosen, unempfänglichen Natur, die bloß Interesse, Profit, äußerlich Einträgliches begreift und alles, was darüber ist, hämisch in Frage stellt, diese Stadt nie mehr war als die zufällige Staffage für dein Lebensgeschäft, ist sie nun auch mir selber eine entseelte Szenerie, die stehen blieb, obwohl für mich dort längst nicht mehr gespielt wurde und das ganz neue Stück nun auch eine ganz andre Ausstattung erfordern würde. Alles ist hier tot für mich und will mit seinem Tode mich anstecken, mich an einen Leichnam ketten und den Rest Scheinlebens, der von deinen Gnaden mir noch blieb, endgültig abtun! Warum ließ ich mich verleiten, hierher zu kommen, warum erhoffte ich, meine Heimat wiederzufinden, wo ärgstes Feindesland mich erwartet? Warum gab ich dir, dem schlimmsten Alb, der mein Leben bedrückt, nicht längst den Laufpaß!"

Lucie hatte alle diese Wutausbrüche ziemlich unzusammenhängend, fahrig hingeschleudert, sie

trägt immer noch Mantel und Hut und gestikuliert mit ihrem Schirme. Wie sie jetzt den letzten Satz mit einer energischen Gebärde begleitet, die das Durchschlagen eines Knotens darstellen soll, verheddert sich die Schirmspitze in der Portière, ein weiterer Ruck reißt die Gardinenstange herunter, die auf Lucies Hut saust und ihn seltsam deformiert ihr ins Gesicht treibt. Sie strampelt ärgerlich, loszukommen, und sieht nun wirklich komisch aus, daß Marias jähes haltloses Gelächter einige Berechtigung besitzt. Diese unerwartete Wirkung bringt die Rasende vollends aus ihrer Haltung, sie wirft den hemmenden Vorhang beiseite, rückt Maria ganz nahe auf den Leib, verzerrten Angesichts und mit schief sitzendem, zerbeultem Hütchen, und zischt sie an, aber es kommt ganz piepsig und heiser heraus: „Doofe Nuß!“, ein Ausdruck, den sie bei einem Berliner Gassenzank aufschnappte. Damit macht sie steif kehrt und entrauscht durch die Tür, die sie knallend hinter sich zuschmeißt.

Sinnlos rennt Lucie zum Bahnhof, um sofort nach Berlin zurückzureisen. Der spöttische Blick eines Mädchens, der sie unterwegs trifft, läßt sie innehalten, sie tritt in einen Hausflur und bringt sich vor dem Spiegel in Ordnung. Auf dem Bahnhof erfährt sie, daß jetzt abends kein Zug mehr in



der Richtung Berlin fährt. Beim Bahnhofsbuchhändler liegt die „Illustrierte“ aus, da ist aus irgendeinem Anlaß eine ihr ziemlich vertraute Gegend Berlins abgebildet; aber nun scheint sie ihr ebenso gleichgültig wie die Figur der Heimat, Fremde blieb sie hier wie dort und überall ohne innere Zugehörigkeit, und Lucie spürt, daß sie auf solche Besonderheit fast stolz wird. Planlos irrt sie wieder auf der Promenade zurück, fühlt sich von der ganzen Aufregung matt, setzt sich auf eine Bank und blickt, ohne zu sehen, in einen Haufen spielender Kinder. Plötzlich wird es dunkler, sie schrickt auf, schon rollen Donner, und mit einem Male entläßt sich ein wüstes Gewitter. Lucie flüchtet entsetzt in die Durchfahrt der alten Bischofsburg. Da steht sie nun in dem düstren, modrigen Torbogen, wo Papierfetzen, Unrat, Gemülle liegen und ein dumpfer Mißgeruch dünstet, mitten unter allerlei fremden Leuten, die sich dort wie verscheuchtes Geflügel zusammendrängen, Kindern, Dienstmädchen, Spittelgreisen, verdächtigen Halbwüchsigen, und kommt sich von aller Welt abgeschieden vor, in rettungsloser Verkümmernng an einen verlorenen Kehrrihtwinkel gebannt. Sie sieht unwillkürlich auf ihre schmalen weißen Hände und hat grenzenloses Mitleid mit ihnen, im Nu ist das Unwetter verschwunden, weitet der Himmel sich

wieder weiß und rein, zieht derselbe Zug Schwalben, der vorher um den Turm der Bürgerkirche gekreist war, seine seligleichten Kurven: genau so, wie sich's heut, am selben Tage und zur nämlichen Stunde des darauf folgenden Jahres, in Berlin begab!

10

Lucie war natürlich auch an diesem Abende nicht ins Hotel gegangen, wie sie sich's in der ersten Wut vorgenommen hatte; schließlich fand sie doch nicht die Beherztheit zu so außergewöhnlichem und auffallendem Schritte. Vielmehr besuchte sie erst noch ein Kino, wo ein Film gegeben wurde, den sie schon von Berlin her kannte — so tat es ihr wohl, nicht Obacht geben zu brauchen, in dem dunklen Raume ganz in sich zu versinken und nach und nach zur Ruhe zu kommen. Gegen elf Uhr abends schlich sie leise in Marias Stube, entkleidete sich ohne Beleuchtung, lauschte noch ein wenig auf Marias regelmäßige Atemzüge und schlief apathisch ein, ohne zu merken, daß sie gar nicht zur Nacht gegessen hatte. Am andern Tage erwachte sie erst, als Maria bereits wieder zur Schule gegangen war. Den Fragen der Wirtin, was es denn gestern abend gegeben hätte, setzte sie einige Ausflüchte entgegen, zumal aus dem Tonfall der Fragen schon ein genaues Wissen und



Partenehmen zu wittern waren. Auch am Vormittage konnte sich Lucie nicht zur Abreise entschließen, eine Schläffheit hatte sich ihrer bemächtigt, und es war längst belanglos, ob sie blieb oder fuhr. Im Grunde konnte sie doch nicht so eklatant, durch eine hastige Handlung zugeben, daß ihre ganze Heimatfahrt ein fundamentaler Irrtum gewesen war. Als Maria mittags aus der Schule kam, zeigte sie kein Erstaunen darüber, daß Lucie noch da war; man erwähnte beiderseits den Auftritt vom vergangenen Abend nicht und sprach korrekt Banales miteinander, wie es flüchtig und zufällig am selben Tisch Sitzende tun. Und so blieb es die ganzen zwölf Tage hindurch, die Lucie noch bei Maria verbrachte; denn sie kehrte wirklich erst am äußersten Endtermine ihres Sommerurlaubs nach Berlin zurück. Regelmäßig machten die beiden Mädchen wie vorher ihre Spaziergänge zusammen, unterhielten sich über Themen, die keine Gefahr neuen Zusammenstoßes bargen, Maria mit einem überlegenen Tone nachsichtiger Duldung, Lucie scheu, einsilbig, automatische Repliken stotternd. Man besuchte auch wieder die Stadthauskonditorei, nur wagte Lucie dort nicht mehr, einen Likör zu trinken, während Maria fast herausfordernd das doppelte Quantum Alkohol als sonst genehmigte. Einmal begann sie sogar, nachdem

ein Klatsch über den Geiger vorgebracht war, nach Lucies Berliner erotischen Abenteuern zu forschen. Und als Lucie, abgestumpft gegen das Beleidigende in Marias Formulierung, der Wahrheit gemäß erwiderte, sie hätte in Berlin nur immer gearbeitet, zotete die Sergeantentochter: „D a s Arbeiten kennt man!“ Inzwischen kam vom Verlage ein Brief an Maria, der ihren Roman unter den günstigsten Bedingungen annahm, ein Ergebnis, das Lucie sich nicht erklären konnte. Erst heut, als die ganze Angelegenheit vom Vorjahr so leibhaftig in ihr Gedächtnis trat, wurde sie sich bewußt, wieviel Schuld sie selbst mit ihrer unehrlichen Empfehlung an diesem Handel trug. Auch damals schon brachte Lucie es nicht über sich, einen Glückwunsch zu äußern, und ihr Schweigen wurde nicht einmal von Maria bemerkt, denn nun brauchte sie die fatale Person ja gottlob überhaupt nicht mehr. Also konnte sie die beiden letzten Tage noch ganz jovial zu Lucie sein, machte sich auch extra frei, um sie zur Bahn zu bringen. Es war an einem der heißesten Tage, und der Zug ging gerade zur glühendsten Mittagsstunde ab. Die Sonne brannte auf das Blechdach des Bahnsteiges, Reisende in Hemdsärmeln schrien aus den Coupéfenstern nach Bier, das gelblichtrüb, abgestanden in den Gläsern der Pikkolos schwankte. Lucie hatte



das Gefühl völliger Unempfindlichkeit in allen Gliedern, als sei sie narkotisiert, man war den Blicken aller ausgesetzt in dieser peinlichen Situation vor Zugabfahrt, wo keiner weiß, was er sagen soll. Maria jedoch, ganz auf der Höhe des Vorgangs, erteilte gönnerhaft Lucie Aufträge an den Verlag, in dem ja nun also Marias Machwerk erscheinen sollte. Dann gab der Stationsvorsteher das Zeichen, Lucie konnte sich nicht entschließen, die unumgänglichsten Dankesfloskeln für die von Maria gewährte Gastfreundschaft zu stammeln, wie eine leblose Puppe hing sie zum Abteil heraus, ließ mechanisch Maria, die noch immer praktisch und geschäftlich anordnend neben dem fahrenden Zuge herging, die Hand, ohne daß Blut von Marias Hand zum Blute von Lucies Hand einen Kontakt gefunden hätte. Als Maria losließ, kippte Lucie in ihre Ecke zurück und sprach wider ihren Willen ein unflätiges Hauptwort aus, das dem auf Kasernenhofgewachsenen Wortschatz Marias entstammte. Und als am andern Tage der technische Leiter des Verlages höflicherweise gefragt hatte, wie sie sich in der Heimat amüsiert habe, wiederholte sie es instinktiv beinahe, ruckte sich aber noch rechtzeitig zusammen und flötete im Tonfall einer vertraulichen Mitteilung: „Ich müßte lügen, wenn ich die Wahrheit sagen sollte“, einen Witz, den sie

dem beliebtesten Autor des Unternehmens, Hans Crohn, abgelauscht hatte. An Crohn mußte Lucie Wagner mit besonderer Aufmerksamkeit denken, als sie jetzt dieses vorjährige Erleben durchgemacht hatte, das ihr nun schon verblaßt und erledigt vorkam. Es war ein reicher Herr jüdischer Abstammung, Besitzer vieler Fabriken, finanziell am Verlage beteiligt, der sich als Liebhaber im Schrifttum versucht und ein durchschnittliches Niveau erreicht hatte, da einigermaßen gut Erzogenen ein leidliches Stilvermögen jetzt sowieso eignete. Er hatte eine gepflegte, sichere Art, sich mit sachlichen Vorschlägen einer Frau anzutragen. Lucie, blond, Tochter eines Provinzakademikers, hatte ihm sofort gefallen; bisher war aber die falsche Gefühlswalze, die von der Mutter her und aus eignem Trotz sie sich beigelegt hatte, peinlich berührt worden von der ziffernmäßigen Objektivität der Offerten Crohns. Dieses letzte Jahr vollends nach der Rückkehr vom verfehlten Heimatsbesuche hatte sie wider sein unermüdliches Werben gefeit gefunden durch ihre Verschwommenheit, die allen Kram des Lebens als Nichtsnutzigkeit von sich abgleiten ließ. Sie hatte in diesem Jahre sich selbst nicht gehört, zwei dicke Romane übersetzt und dem Verlage sonstige Arbeit bis in die Nacht hinein geleistet, von Maria übrigens nicht mehr



gesehen als den reingeschäftlichen Briefwechsel, der sich zwischen diesem neuen, sehr anspruchsvollen Autor und der Firma entspann. Neckten die Kollegen sie mit der „schwierigen Landsmännin“, konnte Lucie ruhigen Gewissens ohne Verrat erwidern: „Schlesier und Schlesier ist zweierlei!“ Heut aber wehte Marias Geist sie leibhaftiger an. Da war es ihr, als sei folgende Erwägung körperhaft gleich einem Erwachen aus dumpfem Schlaf zu morgendlicher Entschließung: Marias Netzen bin ich viel sklavischer eingefangen gewesen, als ich eignen dummen Idealismus gegen sie betonte; ganz los komme ich von ihrer Vormundschaft erst, wenn ich Marias Egoismus mir selbst zunutze und der eignen Freiheit dienstbar mache! Marias halb ironisch geäußelter Wahlspruch aus einer alten Possenpointe: „Immer praktisch, weiter hat's keinen Zweck!“, wurde von Lucie in allerhand eigner Vertonung gesummt, als sie zum Schreibtisch ging, einen Bogen nahm und in geschickten Wendungen Herrn Crohn ein Stell-dichein bewilligte. Eine Woche später löste sie ohne größere Schwierigkeiten ihr Dienstverhältnis zum Verlage und bezog als „freie Schriftstellerin“ ein elegantes Appartement auf der Speyrer Straße, das ihr der Epiker Hans Crohn geradezu splendid eingerichtet hatte, einem

Waschzettel zufolge „der repräsentativste Dichter der Gegenwart, der eine katholische, weltanschauliche Literatur schaffen will und des christlichen Volkes religiöses, wie sittliches Empfinden gestaltet“.

## *DAS EXPERIMENT*





„In den ‚Akademischen Blättern‘ stand: War von den Bundesbrüdern . . .“ „Prost, alter Herr,

machtest du nicht was für den Fuchsenstall stifteten?“ So unehrverbiestig durfte drüben am Stammtisch, wo das bunte Fähnchen prangte, ein ganz grünes Büschlein mit dem Herrn Bürgermeister umgehen. War noch gar nichts, bloß weil es studierte und derselben Verbindung angehörte, der blasse, bunte Lacki vom Briefträger Kartzer. Der Alte ist

## *DAS EXPERIMENT*

und der Junge hat sein Lebtage von Bependeln gezehrt! Aber die tun sich da groß und sind eine Zusammengehörigkeit, und unsereins muß daneben sitzen wie nur geduldet. Als wäre man Pack. Ohel „Was ich in mir frage, davon habt ihr keine Ahnung! Spießei, Ibr! Habt ihr das äußere Geine und den Nimbus, so haben wir die Kunst, für eich ewig unentziehbar! Und wer weiß, ob nicht der Pick, der Kartzer, im Examen eilig reinrasselt und dann ein Dreck ist, während unsereins doch sein Amt hat, Gott-sei Dank!“ Der Muskelreier am Gymnasium, Gottfried Zander, stellte diese Ingrinung stumme Betrachtung an. Er saß ganz allein am Nebentische im Honoratiorenlokal „Zum blauen Himmel“, in das er sich nur Sonntag vorzollte, um neiderfüllt in den auswärtigen Zei-



## DAS EXPERIMENT

„In den ‚Akademischen Blättern‘ stand: Wer von den Bundesbrüdern . . .“ „Prost, alter Herr, möchtest du nicht was für den Fuchsenstall stiften?“ So unehrerbietig durfte drüben am Stammtisch, wo das bunte Fähnchen prangte, ein ganz grünes Bürschlein mit dem Herrn Bürgermeister umgehn. War noch gar nichts, bloß weil es studierte und derselben Verbindung angehörte, der blasse, finnlige Lackl vom Briefträger Kartzer. Der Alte ist froh, wenn er von mir ein Trinkgeld kriegt, und der Junge hat sein Lebtage von Stipendien gezehrt! Aber die tun sich da groß und sind eine Zusammengehörigkeit, und unsereins muß daneben sitzen wie nur geduldet. Als wäre man Pack. Oh! „Was ich in mir trage, davon habt ihr keine Ahnung! Spießer, ihr! Habt ihr das äußere Getue und den Nimbus, so haben wir die Kunst, für euch ewig unerreichbar! Und wer weiß, ob nicht der Picks, der Kartzer, im Examen eklig reinrasselt und dann ein Dreck ist, während unsereins doch sein Amt hat, Gott sei Dank!“ Der Musiklehrer am Gymnasium, Gottfried Zander, stellte diese ingrimmig stumme Betrachtung an. Er saß ganz allein am Nebentische im Honoratiorenlokal „Zum blauen Himmel“, in das er sich nur Sonntag vormittags verirrt, um neiderfüllt in den auswärtigen Zei-



tungen festzustellen, daß die Machwerke anderer irgendwo aufgeführt werden und mit mehr oder weniger Erfolg bedacht waren, während seine eigne Symphonie im Schreibtisch moderte. Von Haus aus Sprößling eines kinderreichen Volksschullehrers, hatte er sich zu der Stellung, die er jetzt bekleidete, hinaufgearbeitet und versuchte nun mit dem Kollegen Zeichenlehrer, mit einem emeritierten Rektor, der einen Band Schulhumoresken im Selbstverlage herausgegeben hatte, einem Dentisten, der Gelegenheitslyrik schrieb und Abonnent der „Neuen Rundschau“ war, und einem invaliden Opersänger, der sich hier niedergelassen hatte und Stunden erteilte, eine Art Kunstgilde zu bilden. „Aber wird man nach Gebühr geachtet? Man müßte doch auch nach außen was vorstellen!“ fuhr Zander in seiner Betrachtung fort. „Hierorts gilt die Kunst eben nichts. Hier herrscht der Kastengeist, der verfluchte. Wer studiert hat, dünkt sich was Besseres, oder wer bloß aufs Gymnasium ging. Hab' ich nicht auch das Einjährige, wie? Dabei nehmen sich schon die Tertianer wer weiß was gegen mich heraus. Sie sehen ja von den Alten, daß sie sich's erlauben dürfen. Schlimm genug, wenn einem die Autorität fehlt! Wie die Bengels mit Heimtücke immer ‚Herr Lehrer‘ betonen! Im Konferenzzimmer werden die so ge-

nannten akademischen Herrn Kollegen mit dem gleichen Tonfall „Herr Lehrer“ anzüglich. Gegen den Turnlehrer wagen sie das nicht, weil er Reserveleutnant ist, feiges Gesindel! Wie kann überhaupt Gesang nur Nebenfach sein? In den oberen Klassen gar weniger als wahlfrei. Da sieht man, wie die Herren die Kunst einschätzen. Manche gestanden's ganz offen ein, daß ihnen die ganze Singerei zuwider ist, für Zeitvergeudung gilt, die den Schüler von „wichtigeren“ Fächern abhält. Nützlichkeitsaffen, die sie sind! „Luxus“, sagte der Mathematiker neulich, „das kann man später doch nicht verwerten!“ Zu ihrem Kommersbuchgegröle brauchen die Herrschaften freilich keine Tonlehre. Mit der Kunst lebt derlei überhaupt stets auf Kriegsfuß. Du lieber Gott, was so die Stützen der Gesellschaft sind, die sogenannten Gebildeten, wenn man hinter die Kulissen guckt, ist's wirklich nicht weit her damit. Früher hätt' ich das selbst nicht für möglich gehalten. Keine Ahnung hat die Bagage! Gerade die Elite nicht! Und tut sich auf ihre Stupidität, ihr Barbarentum noch was zugute. Man möchte meinen, daß das doch zur Allgemeinbildung gehört; dabei wissen sie nur, was in ihrem engsten Berufs- und Fachhorizonte vorkommt. Der Kreisarzt Emmert rühmte sich fast, daß er nur Operetten und Coupletschlager spiele, und der



dicke Seubold, dies Ungetüm von einem Physikprofessor, kennt keine Note mehr und war nie in der Oper! Man muß bloß einmal Obacht geben, wie das Lehrerkollegium sich bei den Aulafeiern während der Musikvorträge benimmt! Fühlen sie sich nicht schon von vornherein erhaben, weil sie oben auf dem Podium thronen, während ich unten im Hintergrund des Saales bei den Schülern stehe! Ich spüre ordentlich ihr Grinsen, wenn ich mit dem Blechpfeifchen den Ton angebe für die einzelnen Stimmlagen, da ist mit einemmal der Kontakt zwischen Oberlehrern und Schülern heimlich gegen mich geschlossen, und wenn ich dann den Dirigentenstock über den Chören schwinde, belustigt die Herren da oben das eine Weile, bis sie allmählich einduseln, weil sie „Herr, deine Güte reicht so weit“ schon hundertmal hörten und der Witz seinen Reiz verliert, wenn für stumpfe Sinne Musik keinen künstlerischen Eigenwert besitzt.“ Herr Zander nimmt einen großen Schluck. „Was ereifere ich mich über altbekannte Dinge? Hätte ich mich in all den Jahren nicht längst daran gewöhnen können? Bin ich denn noch so ein jugendlicher Esel mit Idealen? Mir wäre wohler, wenn ich was von dem unerschütterlichen Phlegma der Herren Gegner besäße! Denen bekommt es entschieden besser. Aber das ist eben Künstlerlos.

Unsereins ist sensibel, hat Nerven, regt sich auf, weil es um eine Herzenssache geht!“ Hier wurde er von einem lauten Zuruf aufgeschreckt. Einer seiner ehemaligen Schüler, nun erstes Semester der „Winfridia“, hatte ihn erspäht und wollte, von seiner Bierseligkeit in allumarmende Stimmung gebracht, dem einst gequälten Lehrer eine verspätete Genugtuung bereiten, indem er auf sein Wohl trank: „Herr Oberlehrer Zander, darf ich mir aufs Spezielle erlauben?“ Zander empfand das Oberlehrer als eine kaum zu überbietende Injurie, bildete sich aber ein, nun erst recht seine Verwundung nicht zeigen zu dürfen. Machte einen überdevoten Bückling und deutete entschuldigend auf sein leeres Glas, bestellte dann mit zu lauter Stimme ein neues Bier, obwohl er sich vorgenommen hatte, zu gehen. Dachte: „Dem will ich's beweisen, daß auch ein simpler Nichtakademiker im Saufen seinen Mann stellen kann!“, er hob sein volles Glas und leerte es auf einen Zug, daß er gerade noch „Prost, Herr Weidrich!“ herausbringen konnte. Weidrich machte eine sehr höfliche Geste nach ihm hin, aber in seinen Augen glaubte Zander ein verdächtiges Lächeln zu lesen. Dann fragte der Bürgermeister den Weidrich etwas, es kam Zander vor, als stecke die ganze Gesellschaft die Köpfe zusammen und tuschle über ihn, er



wurde unwillkürlich rot und knirschte in sich hinein: „Jetzt heißt es: wie kann ein armer Lehrer nur so viel trinken! Da wird immer über geringen Gehalt geklagt, zu solchen Ausschweifungen scheint's doch zu langen!“ Das Wort „Ausschweifung“ kam ihm gleich selber übertrieben theatralisch vor, deshalb sagte er fast laut vor sich hin: „Unsereins muß sich eben betäuben!“, erschrak vor der eignen Äußerung und fügte hinzu: „und anregen!“ Die Herren drüben begannen sowieso sich voneinander zu verabschieden, die jüngeren rissen die Mützen herunter, schlugen die Hacken zusammen, es war, als ginge eine Schießbudenmechanik bei einem Treffer los und schnurrte ihre Nummer ab, mit Grammophongekrächz knarrte es nur so: „Guten Morgen, alter Herr, bitte mich den verehrten Deinen zu empfehlen“ und „viel Vergnügen für heut nachmittag, Füchschen!“, und der Kellner, ein langsam hochdressierter Häuslersohn aus Heidersdorf, bekam vor Bewunderung über so joviale Umgänglichkeit zwischen alt und jung, über so spontane Vermenschlichung ihm als Bürgermeister und Amtsrichter heiliger Popanze das Maul nicht zu. Da zuckte Zander zusammen: wie konnte er mehr wagen, als diese da; dann war seine Zeit wohl erst recht überschritten, er zog seine Uhr, richtig, drei Viertel zwei, um halb spä-

testens zu Hause zu sein, hatte er fest versprochen. Denn für halb vier hatte schon der junge Herr Menge seinen Besuch angesagt, und zwischendurch wollte noch das Mittagsschläfchen bewältigt sein, und umziehen mußte er sich nachher auch noch. Das war er dem Menge schon schuldig, gab er selbst zu, dem einzigen von der Hautvolee, der zu ihm hielt, das heißt, Zander wußte manchmal nicht recht, ob Menge im Ernst zu ihm hielt und es ehrlich meinte. Er hatte bei allem, was er sagte, so ein mysteriöses, nicht zu fassendes Zucken um die Mundwinkel. Im Grunde konnte Zander wirklich noch nicht sagen, worauf Menge eigentlich hinauswollte, ja es war nicht einmal mehr genau anzugeben, wieso sie beide vertrauter miteinander geworden waren. Jedenfalls trafen sie sich seit einigen Wochen regelmäßig, sei es in einem Lokale, sei es in Zanders Wohnung. Zu Menge war Zander noch nicht eingeladen worden, der war freilich Junggeselle und wohnte bei seiner Mutter, der alten Frau Kommerzienrätin, und die war neulich erst durch einen unerhofften Schlafgast ihres Sohnes in Schrecken versetzt worden. Menge hatte damals mit seinesgleichen gezecht, bei einem „Bockbierfest“ im „Stern“ schließlich einen Ziegenbock gewonnen und in seiner Trunkenheit das Tier mit in seine Stube genom-



men. Als vormittags gegen elf Uhr ihr Sohn immer noch nicht zum Frühstück erschien, ging die Frau Kommerzienrat an seine Schlafzimmertür horchen, ob ihm etwas fehle. Da vernahm sie seltsame Laute, die sie sich nicht anders deuten konnte, als ihr Sohn sei krank geworden und wimmre so merkwürdig. Sie riß die Tür auf und stand vor dem Vieh, das sie erstaunt anmeckerte und über dessen Herkunft ihr Sohn, endlich wachgerüttelt, dann auch keine ausreichenden Erklärungen abzugeben vermochte. Die Kommerzienrätin hatte mit diesem Sohne überhaupt allerlei auszustehn. Menges besaßen mehrere Häuser in der Stadt, ein paar Ziegeleien und sonstigen Grund und Boden in den umliegenden Dorfgemeinden, der alte Menge war ein frommer Mann gewesen, und als er zum neuen Kirchenbau in der Rochusallee das Material gestiftet hatte, war ihm der Titel Kommerzienrat verschafft worden. Sein Sohn Anton hinkte von Kindheit an. So war er von vornherein mehr als gewöhnlich verhätschelt worden. Da er höchstens mit den Kindern des Hauswarts und des Gärtners zusammen spielte, die ihn als Herren gelten ließen, empfand er selbst seinen Körperfehler gar nicht als Unglück, sondern lebte einen sehr sicheren und durch Hochmut glücklichen Tag. Sein Hauslehrer, ein weichmütiger, weltfremder Jüngling aus dem

Mittelstande, hielt sich für verpflichtet, des jungen Menges Gebrechen als ein schreckliches Schicksal aufzufassen, behandelte den schon Verwöhnten demgemäß mit übertriebener Nachsicht und suchte ihm alles so leicht als möglich zu machen. Ein hysterisches Stück Gesellschafterin verschaffte Anton die erste sexuelle Wirklichkeit, halb aus Mitleid mit dem „armen Krüppel“, halb aus einem lüsternen Kitzel, der sich gerade von dem Körperschaden gereizt fühlte. Zur gleichen Zeit fielen dem Jüngling Lord Byrons Werke in die Hände, er empfand sich nun selbst als dämonisch Gezeichneten, unterstrich affektiert seinen Mißstand in der Haltung, schleppte sich, mehr als nötig mit dem Fuß nachscharrend, an silbernem Krückstock über den Markt, das Monokel im Auge, die linke Gesichtshälfte zu satanischer Fratze verzerrt. Markierte den Bibliophilen, indem er sich üblen, gemeinplätzig geschlechtlichen Kitsch vom Buchhändler im verschwiegene Privatkontor als extravagante Kunst anschmieren ließ. Als ihm der nichtsahnende Drucksachenmakler zufällig ein Toulouse-Lautrec-Album als Pikanterie verschleißt hatte, versuchte Menge sich in frivolen Zeichnungen, die dilettantisch genug ausfielen, von seinem Anhang aber als geniale Offenbarung gefeiert wurden. Inzwischen hatte er nämlich Anhänger ge-



funden, und zwar in den Kellnerinspelunken, wo er als Stammgast mit dem Gelde um sich warf. Wenn er durch reichliche Prämien die Frauenzimmer zu allerhand lasterhaften, in Wahrheit mehr unappetitlichen oder peinlichen Kunststücken verleitet hatte, kam er sich wunder wie diabolisch vor, als der große Geist, der sich unerhört tief fallen lassen kann, weil er sich im nächsten Moment auf höchster Höhe doch wieder finden wird. Hier nun hielt sich eine Sippe Schmarotzer an ihn, von der kleinlichen Sorte der Provinzschmarotzer, junge Bankbeamten, Apotheker-eleven, Landmesser, Dentisten, Jugend, der in der stumpfsinnigen Kleinstadt nur der alkoholische Exzeß blieb, und die von Haus aus nicht über die dazu nötigen Mittel verfügte, im Gefolge des Menge reichlich Gelegenheit bekam, dafür jedes Bonmot von ihm quittierte, unter sich allerdings den idiotischen Verschwender zynisch verspottete. Menge hatte sich für das zu nichts verpflichtende Luxusstudium Kunstgeschichte entschieden. Er hätte nach der Familientradition in eine farbentragende katholische Verbindung eintreten müssen, ließ sich aber von dieser Verpflichtung unter dem Vorgeben entbinden, als kranker Mensch keinerlei studentischem Betriebe gewachsen zu sein. In Wirklichkeit zog ihn seine Neigung zu den Korps, die ihm

ja aber durch die Vorurteile der Seinen und durch sein Gebrechen verschlossen waren. Wenigstens hielt sich sein Verkehr an diejenigen Kommilitonen aus der Heimatstadt, die einem Korps angehörten, mußte aber die vernichtende Erfahrung machen, daß diese Vorzugsexistenz mit gewissen, sehr läppischen Verpflichtungen zu Subordination und Schmerzertragen verknüpft sei. Da gefiel es ihm, ohne daß er den vornehmen Kreis aufgab, einen andern Zirkel von Bekanntschaften einzugehen mit den geringsten der Studierenden, einer Art akademischer Boheme, Stipendiaten, Abenteurern, die sich von Semester zu Semester das nötige Geld von irgendwelchen Mäzenen erbetteln mußten, hin und wieder gezwungen waren, auf ein Jahr lang unterzutauchen, um in einer Hauslehrerstelle oder sonst einer mißachteten Tätigkeit das Geld für die weiteren zum Examen notwendigen Halbjahre zusammenzusparen. Aber Menge sah streng darauf, daß die beiden, so verschiedenartigen Sphären sich nicht berührten und störten. Übrigens bildete er sich ein, er persönlich stehe gleich kühl über beiden Lagern, und bemühte sich, insgeheim alle zwei Kategorien gleich erhaben zu belächeln. Den Dokortitel zu erlangen, hatte er sich auch leichter vorgestellt. Aber er konnte auch ganz darauf verzichten und sich von einer Welt, die so



wenig auf seine Eigenheiten Rücksicht nahm, unschwer verabschieden, als er all ihre Vorteile bis zur Langweile ausgekostet hatte. Er verhöhnte also die Titelsucht, die er, Angehöriger der Handelsnoblesse, nicht nötig hätte, und kehrte zu seiner Mutter zurück. Die war froh, ihn wieder bei sich zu haben, und zwar als den Jungen, der er immer gewesen war: etwas seltsam, aber gottlob unabweibt. Mit dreiundzwanzig Jahren war Anton Menge jetzt Rentier und wurde darob beneidet und um so ehrfürchtiger angesehen von den Söhnen des Mittelstandes, die gezwungen waren, in einer nur äußerlich glänzenden Fron als Referendare, Lehramtskandidaten, Assistenzärzte sich durchzubringen. Isoliert blieb er sowieso: seine Altersgenossen mißtrauten ihm, weil er keiner katholischen Korporation angehört hatte, und die Akademikerschaft nahm den nicht für voll, der durch kein Examen und keine ernsthafte und eindeutige männliche Haltung legitimiert war. Der Dokortitel, auf dessen rechtmäßigen Erwerb er verzichtet hatte, wurde ihm trotzdem reichlich zuteil von Kellnerinnen und Zechkumpanen, die sich durch häufige Erwähnung der Würde ordentlich selbst hoben, und schließlich hatte sich Menge so daran gewöhnt, daß er das Prädikat direkt beanspruchte und der Gewißheit lebte, es käme ihm offiziell zu.

Dieser im Grunde tyrannische und bösertige Mensch, der nicht in der Lage und auch zu feig dazu war, in gewalttätigen Exzessen seiner Neigung zu frönen, verlegte sich aufs „Experimentieren mit Charakteren“, wie er es nannte, und ergötzte sich daran, mit dem Schicksal seiner Bekannten nach Laune zu spielen. Hatte er sie ordentlich durcheinander gehetzt und zur Verzweiflung gebracht und löste endlich die grausame Verwirrung gnädig, so schwelgte er in übermenschlichen Gefühlen. Einen sonst Nüchternen und des Alkohols Ungewohnten zu besinnungsloser Trunkenheit zu verführen und ihm dann womöglich die erniedrigendsten Bekenntnisse abzulocken, einen Keuschen so weit zu reizen, daß er seine besten Vorsätze vergaß und sich viehischer aufführte als je ein in Unzucht Erprobter, Zwietracht zwischen zwei Freunde zu säen und einem Verlobten die blödsinnigste Eifersucht einzureden, das waren so die geringsten von seinen Künsten. Schwerwiegender war schon, daß er den Sohn der Scherenschleiferwitwe, dem eine Stiftung den Besuch des Gymnasiums ermöglichte, zu unsinnigster Prahlerei trieb und so mitsamt seiner Mutter zugrunde richtete. Oder daß er dem naiven Probekandidaten Preußner, der eben erst frisch ans hiesige Lyzeum versetzt war, eine stadtbekannte Anrührigkeit als



Mädchen, das ernsthaft in Frage kommt, zuführte und ihn erst aufklärte, als er sich bereits zum allgemeinen Gespött gemacht, mit dem Flittchen offiziell verlobt und die Strafversetzung zugezogen hatte. Einen viel interessanteren und ergiebigeren „Fall“, überhaupt erst den richtigen, wo die Sache anfang, mehr als Tändelei zu werden, halsbrecherischer Sport wurde, erhoffte sich nun aber Menge vom Ehepaar Zander. Er hatte es in der Bahnhofswirtschaft beobachtet: dort gab sich am Sonntagabend der sozusagen solidere Bürgerstand ein Stelldichein, die drei Familien Mischke, Tischlermeister, Klempnermeister und Bäckermeister Mischke; Zigarrenkaufmanns Matuschek, Fleischer Budigs, der Postsekretär Hillebrand mit den heiratsfähigen Töchtern, Haschke vom Vorschußverein, Buchbinder Arnold, die große Familie vom Malermeister Hanke, Tapezierer Klein und die drei alten Fräulein Kaschimeck, die seit Urgedenken das renommierte Putzmachergeschäft am Kirchplatze führten. Man saß da gewissermaßen als Zuschauer am Strome des Verkehrs, wenigstens kam man sich so vor, angesichts des größeren Trubels von Touristen und Ausflüglern, die für die zehn Minuten Aufenthalt des durchgehenden Gebirgs- und Bäderzuges das Büfett umschwirrten. Menge ließ sich dazu herab, unter den von ihm verachteten

Sippen zu sitzen, um zu „studieren“, mit welchem Wort er die übliche Freude an Klatscherei für seine eigene Person über durchschnittliches Niveau hinaufschwindeln wollte. Gesellschaft leistete ihm dabei meistens der „Literat“, ein Mann Anfang der Dreißig, der bei seinen Eltern und auf ihre Kosten lebte, ein Epos schrieb, das nie fertig wurde, sich immerfort über seine Umgebung mokierte, in Wirklichkeit hier eigentlich Reklame saß, sich zu höchster Wollust zu bestätigen, daß seine Mitbürger sich an ihm ärgerten, deren kaum beachteter Narr er doch nur war. Da hatten die beiden neu-lich also die Zanders bemerkt, die hier mit einem ganzen Rudel Bekannter hockten, den Leuten des Militärkapellmeisters und des Kürschners Kaps, des Liedermeisters vom Männergesangsverein. Der Literat hatte gleich was Boshaftes über Dilettantenkliquen geäußert, das war Menge jedoch oberflächlich erschienen, er glaubte selbst ganz anders diese Typen zu durchschauen und von höherer Warte aus zu richten. Er erkannte nämlich sofort an Zanders Haltung, daß der sich in dem Kreise nicht wohl fühle und sich aus irgendeinem Grunde für zu schade hielt, dann zog Zanders Frau seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die trug unter der Maske eines Durchschnittsgesichts, unter der Visage eines Bürgermutterchens versteckt, ein unbe-



friedigtes Lauern, eine ordinäre Sinnlichkeit, eine Gier, die — kitzelte man sie erst einmal recht heraus — vielversprechend schien. Die Frau war ohnedies jetzt leicht angetrunken, in der Animiertheit, die man oft bei weiblichen Personen konstatieren kann, wenn Geselligkeit, die anzügliche Galanterie anderer Männer, Sonntagsstimmung und die Extravaganz ungewohnten Kneipenbesuchs sie in eine hemmungslosere Schwingung bringen. Dann kommt selbst über sehr gefestigte, der Ehrbarkeit beflissene Honoratiorenfrauen und erprobte Ehestützen eine Empfänglichkeit, die zu allem fähig scheint, ein Sich-gehen-Lassen in Wort und Gebärde, das mit Prusten, verschwimmendem oder herausforderndem Blick, ungenierter Lärmfreude die eindeutigsten Zoten quittiert oder gar zu solchen anregt, ja mit mancher körperlichen Annäherung vom Händedruck, Klaps auf die Schulter und humoristischem Stoß in die Seite bis zu tastendem Knie bei Knie sich selbst genug tut, dem Partner freilich nur ein Versprechen gibt, das später in der Ernüchterung gewohnter Alltäglichkeit nicht gehalten zu werden pflegt. An Beobachtung derartiger Szenen hatte Menge sich oft während seiner Breslauer Studentenzeit in Kießlings Bierstuben vergnügt, dies war ihm also nichts Neues, aber die Zanderin schien ihm heimlicher,

raffinierter und viel gefährlicher außer Rand und Band, indem sie nicht so sehr offensichtlich mit andern kokettierte, als dem eignen Gatten mit einer folgenschweren Angeregtheit drohte und mit dieser Drohung wiederum verfänglich die übrige Männlichkeit um sich herum reizte. Zander seinerseits machte den Eindruck eines Mannes, der nun wieder einmal vor einer wenig angenehmen, doch unumgänglichen Verpflichtung steht und nahm seiner Frau anzügliche Zärtlichkeiten mit der Miene peinlicher Leutseligkeit hin, als suche er ein unausweichliches, periodisches Übel noch mit leidlicher Fassung zu ertragen, nur um Böswilligen keine Gelegenheit zur Schadenfreude zu geben. Wie frohlockte da Menge über seinen köstlichen Fund! Ließ auch andern Tags gleich seine Beziehungen spielen, einen Bautechniker, der ihm verpflichtet war, dem empfänglichen Zander einreden, Menge plane eine zwanglose Vereinigung der künstlerisch Schaffenden als Gegengewicht wider die banausischen Elemente der Stadt, und Zander sei vor allem berufen, dabei aus eigener Initiative eine Rolle zu spielen. Alles war so geschickt gemacht worden, daß es den Anschein hatte, Zander trüge sich Menge an, man war in einem Lokale vorgestellt worden und hatte gemeinsam gezecht, wobei Menge dem Zander vol-



lends die Würmer aus der Nase zog und eine spontane Einladung an Menge suggerierte. Und man war nach Mitternacht aufgebrochen und bei Zander eingedrungen, die Ehefrau war aus dem Bette geholt worden, hatte aber bei Menges Anblick die beabsichtigten Vorwürfe unterdrückt, eine schmalzige Miene geschnitten und dann gleich, von Menge unmerklich in seinem Sinne dirigiert, das geistige Präsidium dieser nächtlichen Sitzung behauptet. Allerdings hatte Menge einige Flaschen schwer alkoholhaltiger Getränke mitgebracht. Er lullte den Musiklehrer mit geschickt entgegenkommen-der Solidarität ein, nicht ohne durch bedeutungs-volle Blicke und vieldeutigen Tonfall auch der Gattin Spielraum für jegliche Auslegung zu lassen. Die sechs Kinder hatte sie überhaupt nicht zu erwähnen gewagt, gottlob schliefen sie in dieser Nacht so fest, daß von ihnen nichts zu merken war. Menge war dann noch ein paarmal dagewesen, hatte auch die Kinder kennenlernen müssen und etwas Frivoles gesagt, das der Häufigkeit des Vorgangs galt, dem die Kinderschar ihr Dasein verdankte. Die Anspielung war das Freieste gewesen, was Menge bis jetzt gewagt hatte, und für diesen Sonntagnachmittag erst hatte er einen verwegeneren Streich vorbereitet. Er war mit einer Aktenmappe erschienen, nach deren Inhalt Zander sich

nicht zu fragen getraute. Nun saß man am Kaffeetisch auf dem Balkon, ziemlich einsilbig; denn Zander hatte wegen der verspäteten Heimkunft zum Mittagessen sein Teil bekommen und war überdies noch etwas verquer von dem allzu reichen Frühschoppen, zu dem er sich durch den Zutrink des Studentleins hatte verführen lassen. Man hätte sagen können: er döste! Zudem hing Zanders Balkon über dem Mühlgraben, der allemal in der heißesten Sommerzeit während des Mühlenbesitzers Badereise abgelassen und entschlammt wurde, es stank, offen gesprochen, und die Mückenplage war kaum auszuhalten, obwohl man immerzu Menges Zigaretten rauchte, und die Klänge, die vom Konzert aus der „Erholung“ unentgeltlich zu hören waren, ein besonderer Vorzug der Zanderschen Wohnung, entschädigten schwerlich für zerstochene Wange und Nacken. Jetzt sah man mit bloßem Auge, daß die Frau des Oberkellners sich hinterm Orchesterbau mit einem Uniformierten inniger befaßte. Daran knüpfte Menge mit seiner ersten Attacke an: er wies plötzlich mit dem Finger über den Graben auf das anregende Bild der zwei arglos hinterm Orchester Beschäftigten und sprach mit so harter, schneidend sachlicher Stimme, daß Zander aus seiner Geistesabwesenheit hochgerissen wurde, eine Zote von uner-



hörter Extravaganz aus. Alles, was Frau Zander von angeheiterten Männern ihres Kreises gewohnt war, blieb harmlos vor der Ungeheuerlichkeit und Durchtriebenheit, der verfeinerten Lasterhaftigkeit und haarscharf berechneten Unzucht von Menges Bemerkung. Zander, noch nicht ganz schlaffertig, besann sich, ob und wie er dazwischenfahren und dem Menge sein unziemliches Gerede vor der Gattin verweisen sollte, da sah er, daß dessen Miene völlig unbefangen und nüchtern blieb, sogar dem verständnisinnigen Gemecker der Frau und ihrer unkeuschen, gespielten Geschämigkeit keinesfalls entgegenkam, und hörte ihn auch schon in dozierendem Tone die schlüpfrige Materie weiter ausspinnen. Menge tat nonchalant, als sei es bei diesem Auditorium selbstverständlich, derlei Dinge vorurteilsfrei, in unbetheiligter, objektiver Verständigkeit zu behandeln, schwelgte ordentlich in wüster und galanter Ausführlichkeit, aber sein Vortrag war so ausgeglichen und abgeschliffen, riß unwiderstehlich mit fort, daß Zander wie benommen mittat. Menge war unerschöpflich in der Abwandlung dieses Themas, wußte es durch die vielfältigsten Nüancen zu beleben, brachte immer noch eine neue Anekdote, einen überraschenden Situations- oder Wortwitz, eine persönliche Erinnerung oder eine Indiskretion über stadtbekannte Fi-

guren vor, spielte sein Instrument virtuos und hatte die Genugtuung, daß er gleich beim ersten Versuche wirkte. Plötzlich sprang er auf und holte seine Mappe. Er hätte gerade einiges Material zu dem Gegenstande bei sich, der durch einen so merkwürdigen Zufall ihre heutige Unterhaltung beherrsche. „Wir Künstler sind ja alle auch ein bißchen Kulturhistoriker und Sammler!“ fügte er aufmunternd speziell für Herrn Zander hinzu und kramte seine erste Ladung aus. Für den Anfang hatte er es mit Heiklem bewenden lassen, das noch in die Rubrik „Kunst“ fiel, mit Reproduktionen sekreter Blätter anerkannter Meister: Giulio Romano, Rembrandt, Boucher, Fragonard, Kaulbach, Ramberg, Rops, Monnier. Immerhin war das Gebotene und noch dazu sein überwältigendes Quantum den Zanders die Offenbarung einer Welt, von der sie nichts geahnt hatten. Geläufig war ihnen wohl das Übliche an unanständigen Anspielungen, Kalauern, Gassenhauern, Biertischliedern, was man sich zwinkernd zutuschelt und unter der Hand zu-steckt, gefälliger Hautgout einer jovial genossenen Hausmannskost, manches auch hatte Zander von den jungen Kandidaten seines Gymnasiums erlauscht und unter unbeherrschten Umständen an die Gattin weitergegeben, manches in der Kneipe Ausgetauschte ihr mitgebracht, sie zu besänftigen,



und manches auch bewahrte Frau Zander in ihrem Gedächtnis, was der oder jener Schänkennachbar oder Tanzpartner ihr verstohlen zugeraunt hatte. Hier erfuhren sie zum ersten Male, daß solche anrühigen Sachen nicht nur beiläufig und in untergeordneten Bezirken existierten, vielmehr große Geister sich damit beschäftigt und sie für voll genommen hätten, in Kunst- und Kulturgeschichte es davon wimmle, man auch mit gutem Gewissen und dem Anschein bildungshungriger Beteiligung sich damit abgeben dürfe, und Zander nahm diese Erfahrung ebenso respektvoll zur Kenntnis, wie seine Gattin aufgekratzt tat. Die mehr pflichtschuldig vorgebrachte Einladung zum Abendbrot lehnte Menge ab, man bestand auch nicht darauf, und er zog mit seiner Mappe los, von dieser ersten Erprobung mehr als zufriedengestellt.

Von da ab entwickelten sich die Zusammenkünfte mit den Zanderschen Eheleuten fast systematisch in konsequentem Aufstieg. Es war wie ein Unterricht, der planvoll fortschritt und das der Oberstufe zukommende Wissen vom vorhergegangenen Pensum praktisch ableitete. Begriffsstutzigkeit kam hier nicht in Betracht. Zanders Lehrhaftigkeit entsprach die Methode so gut, wie der Stoff der natürlichen Empfänglichkeit Frau Zanders gemäß war. Die beiden konnten den Kursus

gar nicht schnell genug durchhasten. Menge triumpierte. Diesen seinen speziellen Sport machte ihm so leicht mit gleich promptem Erfolge keiner nach. Die Stadt freilich wunderte sich, und die Kommerzienrätin äußerte manchen Vorwurf über den wenig standesgemäßen Umgang ihres Sohnes. Zogen seine Zechkumpane ihn mit der „Notenquetscherbagage“ auf, lächelte er überlegen und gefiel sich in dem vieldeutigen Orakel, ungeahnte Möglichkeiten taten sich dort auf. Seine Demonstrationen für die Zanders hatten diese Reihenfolge: mit Beardsley verwirrte er sie, lenkte mit Bayros das Verlangen in allzu delikate, nobelkitische Bahnen, bis er mit Photos der handgreiflichsten Sorte das traf, was ihnen am ehesten entsprach. Zwischendurch mengte er Lektüre: Klassisches und Ordinäres durcheinander, merkte, daß Marquis de Sade sie langweilte, eines Pseudonyms von Birkenhausen Rutengeschichten oder die Mutzenbacher eher anspräche, Budapester Durchschnittsheftchen „Die geile Witwe“ oder „Die Kämpfe im Brautgemach“, in schlechtem Deutsch und mit gleichbleibender Situationsöde, vollends beliebt waren. Bei alledem ließ Menge nie von der Fiktion wissenschaftlich objektiver Kenntnissnahme, düpierte gleich nach einer Serie „Madame amüsiert sich“ mit Aufnahmen aus einem medi-



zinischen Lehrbuche, und glich ein Heftchen Kiese-  
wetter-Verse durch ein paar Bände „Anthropophy-  
teia“ aus. Ließ sich auch im Tonfall nie gehen,  
bläute vielmehr dem Zander ein, Künstlertum ver-  
pflichte zu so überlegner Stellungnahme, flocht  
auch unkontrollierbare Geschichten aus seiner  
Studentenzeit dazwischen, wo er in den Familien  
der Kunstschulprofessoren verkehrt hatte, tat, als  
sei jeder Abend dort zur Massenorgie geworden,  
legte aber immer Wert auf die Feststellung, sol-  
ches sei sehr ordentlich und in selbstverständlicher  
Künstlerfreiheit vor sich gegangen. Längst zün-  
gelte Frau Zander nach einer, kleinstädtischem  
Umfang entsprechenden Verwirklichung solchen  
Entwurfes, brannte Zander vor Wünschen nach  
Außerordentlichem, nach fremdem Abenteuer und  
anderweitiger Ausschweifung. Menge aber blieb  
in Reserve, reagierte auf keinerlei Avance der  
Frau, auf keine Bitte Zanders, ihm außereheliche  
Vergnügungen zu managen, stand über den Din-  
gen, unnahbar, ein fürchterlicher Gott, der seine  
Geschöpfe grausam auf glühendem Roste hüpfen  
ließ. Schon waren Zanders Kinder in eine aus-  
wärtige Pension abgeschoben worden, hatte Zan-  
der Säckchen unter den Augen, magerte ab, wurde  
fahrig, ließ im Unterricht zu wünschen übrig, in-  
des die Frau, entzündeteren Blicks, üppiger zu

blühen schien. Breit wurde sie und segelte mit purpurnen Wimpeln auf der Südsee ihrer Erotik. Menge nahm an allem ausführlich teil, trotz seiner Zurückhaltung, denn die Frau stellte, seine Sachlichkeit nachahmend, ganz resolut Fragen, die allzu viel verrieten, über die und jene Besonderheit, Praxis der indischen Liebeslehre, technische Feinheiten, die fast akrobatische Geschicklichkeit verlangten. Da ihr Mann mit zunehmender sexueller Aufklärung um so eifersüchtiger wurde, durfte er keine Ausflüchte machen, blieb ihm nichts erspart. Menge las wie ein Experimentator an seiner Miene, seinem Gang, den Falten im Gesicht das Resultat der jeweiligen Attacke ab, deren eigentlicher Urheber zu sein er sich schmeichelte. Ihn erstaunte die Selbstüberwindung Zanders, mit so widerwärtigem Weibe zu allen Exerzitien bereit zu sein. Wenn er aber die Reize sämtlicher Gattinnen, die er kannte, durchging, schien ihm Anspruchslosigkeit das Kennzeichen jedes Ehemanns. In der Stadt galt er längst als Liebhaber der Frau Zander. Diese Wahl hätte niemanden erstaunt, da man selbst gewöhnlich unbesehen hinnahm, was sich einem bot, doch wurde Zander der Gewinnsucht verdächtigt und die mißgünstigen Kollegen rückten von ihm ab. Sie wunderten sich übrigens, daß er trotz des offenkundig Anstößigen seiner Lage sich noch



überheblicher als früher gebärdete, sein Künstler-  
tum geradezu unverschämt betonte, immer in der  
Mehrzahl von sich sprach, mit einem Eingeweiht-  
sein in Mysterien prahlte, deren Wert zweifelhaft  
blieb. Seine Miene drückte tragischen Triumph  
aus: „Oh, wir Künstler sind zu einer Freiheit ver-  
pflichtet, die größere Opfer von uns verlangt, als  
eure bequeme Durchschnittsmoralität sich träu-  
men läßt. Der Mut, die Welt in ihren bedenklich-  
sten Untergründen zu erleben, stellt Anforderun-  
gen, denen wir kaum gewachsen sind, aber Künst-  
ler sein ist eben keine Sinekure, meine Herren Be-  
amten, sondern ein mit Mühsal bedorntes Schick-  
sal! Dafür ist man auserwählt, Mitglied einer er-  
lesenen heimlichen Sekte Auserwählter, und je  
mehr das Fleisch hergenommen wird und schwin-  
det, desto souveräner entfaltet sich der Geist!“  
Längst brachte er keine Note mehr zusammen,  
setzte sich zur üblichen Stunde hin, um zu kom-  
ponieren, hing aber nur klapprig am Klavier, fin-  
gerte ratlos über die Tasten und schlief schließlich,  
das Haupt auf dem Notenbrette, ein. Als er so in  
festem Schlummer lag, war es Frau Zander gelungen,  
Menge einmal allein bei sich zu behalten. Sie sagte  
ihm erst unverfänglich, ihr Mann sei nebenan und  
käme gleich, schlich sich ans Musikzimmer, schloß  
den schlafenden Gatten ein, kehrte zurück und

fragte geradezu, was Menge heut Neues brächte. Der wich aus, das käme zurecht, bis Herr Zander erschien, da zwitscherte sie verächtlich: „Ach der! —“ Langte dem Menge um den Hals, überhäufte ihn mit Geständnissen, sie sei schon immer unbefriedigt im Tiefsten ihres Wesens, doch erst Menge hätte ihr die Augen geöffnet über das, was sie zu beanspruchen habe, vor lauter Musik hätte Zander ihre sinnliche Individualität vernachlässigt, er sei überhaupt nicht der rechte Mann für sie, die Eltern hätten ihn ihr zum Bräutigam bestimmt und sie aus jungfräulicher Unwissenheit sich bestimmen lassen. Nun aber hätte sie ihn, Menge, kennengelernt, er entspräche genau dem, was immer ihr heimliches Ideal gewesen sei, ihm sei nichts Menschliches fremd, er werde alles erfüllen, was der povre Lehrer ihr schuldig geblieben sei! Und da sie merkte, daß Menge zurückzuckte, glaubte sie letzte feinfühlig Bedenken zerstreuen zu müssen und plapperte ganz taktlos, äußere Ansehnlichkeit mache es nicht, es käme auf die Liebesfähigkeit an, und die hätten Krüppel oft fabelhafter als normaler Durchschnitt! Menge stieß sie mit der Faust vor die Brust, daß sie wehklagend aufs Sofa kippte, knirschte „Verfluchte Falle!“, entwich, staunte auf der Straße noch, daß das Weib so viel hatte wagen können, diese gräßlich schlam-



pige, alte Person, Mutter von einem Rudel Kinder, immer nach Schweiß riechend, und bedauerte nur, daß er in der Rage seine Mappe vergessen hatte. Die enthielt diesmal etwas ganz Seltenes: Photos, die Unzucht Halbwüchsiger, erotische Unterrichtsstunden, Mißbrauch Unreifer darstellten. Da das ohnehin sein letzter Trumpf war, den er bei den Zanders auszuspielen hatte, schmerzte ihn der vorzeitige Abbruch nicht allzu sehr. Immerhin schrieb er der Ordnung halber am nächsten Tage an Zander, er könne sein Haus nicht mehr betreten, weil Frau Zander ihn tätlich beleidigt hätte, und erbäte sein letztes Material zurück. Zanders Antwortbrief war völlig unverständlich: seine Frau sei der Satan, den Menge auf ihn losgelassen aus der Gefangenschaft, in der die Himmel ihn gelegt hätten, aber Zander stehe jetzt in einem höheren Schutze, in dessen Namen er den Versucher banne, beziehungsweise ihm anheimstelle, sich gleichfalls in die beseligende Obhut der Neuen Apostolischen Gemeinde zu begeben, die jeden Mittwoch, um acht Uhr abends, Sonntag nachmittags um vier, auf der Grabenstraße 24, Hinterhaus, vier Stiegen, beim Instrumentenbauer Hartwig zusammenkäme. Eine Woche später wurde Zander verhaftet unter der Anschuldigung, sich an einer seiner Klavierschülerinnen vergangen zu haben. Er war aber da

schon so herunter, daß er bald ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte, wo er kurz darauf starb. Frau Zander verschwand dann aus der Stadt, niemand wußte, wohin, und Menge schmeichelte sich mit der Vermutung, sie hätte sich in der Hauptstadt als Leiterin eines Salons für aparte Bedürfnisse etabliert. Seine Mappe mit der letzten Kollektion blieb freilich verloren, und gerade die war doch so rar gewesen! Dieses Experiment blieb sein Höhepunkt, er wurde nachher allmählich ein ungefährlicher Sonderling, rangierte in der Beurteilung durch die Stadt neben dem amerikanischen Petroleumkönig, von dem neulich unter „Vermischtes“ der Generalanzeiger berichtet hatte, er habe sich in seinem Parke einen Turm bauen lassen, in dem er einsam hause, schlafe in einem Sarge und halte in seinen Zimmern unzählige Affen, deren Idiom er bereits zu beherrschen vorgebe.

Als vertrottelter Greis auf der Terrasse seiner Villa sitzend, erinnerte Anton Menge sich oft noch mit einem kindisch blöden, selbstgefälligen Grinsen an den Kapitalspaß mit dem komischen Ehepaar — wie hieß es doch eben gleich? . . .





Die Klinkerts sind eine weitverbreitete Art. Ir-  
gend wann einmal war ein Klinkert in eine Frau-  
generation; seitdem tut Generation um Generation  
guten Mutes das ihre. Leicht haben sie's nicht, hart  
zu schaffen bleibt stets ihr Los, die Selbständig-  
keit erringt sich keiner, aber jeder von ihnen ge-  
wöhnt sich an das Lastentragen, bei der Maschine  
stehen, in einem Raume ohne Licht und Wärme  
sein. Pfeift sich sogar etwas dabei oder schimpft

## **DIE KLINKERTS**

auch — die kleinen, hässlichen Miß-  
stände, die ihnen gerade zu sein scheinen, kein  
Fluchen, das einmal die ganze Existenz demolieren  
würde, nur so Nörgeln drum herum, guter  
Wille, eine Sache zu verbessern, mit der man sich  
leisten Endes doch solidarisch fühlt! Und sonst  
immer: Ausgehen mit den Mädchen, am Sonntag  
Tanz und Karussell, und später Aliments oder Ehe,  
dann gibt es, kommt man nach Haus, Lieblings-  
essen oder Angebranntes, bespricht man sich oder  
zankt, setzt es Prügel, die in Zärtlichkeiten mün-  
den, dann der Knutsch mit den Kindern, Sonntags  
im Biergarten oder auf eigenem Stückchen Schre-  
berland, herbstfröhlich mit den Kollegen beim  
Skatspiel oder eigenbrüderisch für sich hin be-  
stehend. Und jedenfalls hat alles seine Richtig-  
keit, und steht bei Essen, Trinken, Mähen, Feiern.



## DIE KLINIK

Die Klinkerts sind eine weitverbreitete Art. Irrend wann einmal war ein Klinkert in eine Fron geraten; seitdem tut Generation um Generation guten Mutes das ihre. Leicht haben sie's nicht, hart zu schuften bleibt stets ihr Los, die Selbständigkeit erringt sich keiner, aber jeder von ihnen gewöhnt sich an das Lastentragen, bei der Maschine stehen, in einem Raume ohne Licht und Wärme sein. Pfeift sich sogar etwas dabei oder schimpft auch — bloßes Schimpfen über gelegentliche Mißstände, die nicht gerade zu sein brauchten, kein Fluchen, das einmal die ganze Existenz demolieren würde, nur so Nörgeln drum herum, guter Wille, eine Sache zu verbessern, mit der man sich letzten Endes doch solidarisch fühlt! Und sonst immer: Ausgehen mit den Mädchens, am Sonntag Tanz und Karussell, und später Alimente oder Ehe, dann gibt es, kommt man nach Haus, Lieblingsessen oder Angebranntes, bespricht man sich oder zankt, setzt es Prügel, die in Zärtlichkeiten münden, dann der Knatsch mit den Kindern, Sonntags im Biergarten oder auf eigenem Stückchen Schreberland, hemdsärmlich mit den Kollegen beim Skatspiel oder eigenbrödlersch für sich hin bastelnd. Und jedenfalls hat alles seine Richtigkeit, und steht bei Essen, Trinken, Mühen, Feiern,



Schwitzen, Beischlaf, Spaß und Keile nichts in Frage.

Einer zum Beispiel, Joseph Klinkert, ist in der Stadtbrauerei Kutscher. Kommt im Sommer um sechs Uhr früh zur Eisausgabe, im Winter um sieben, besorgt Pferd und Wagen, karrt die Bierfässer durch den Torweg auf die Straße, hebt eins nach dem andern hinauf, dann die Kästen mit den Flaschen in die eisernen Anhänger, die zwischen den Rädern baumeln, sagt dem Buchhalter an, was er mitnimmt, spannt das Pferd vor und zittert, die Zigarre im Munde, los. Macht die Runde bei den Kunden, läßt Eis ab, Kohlensäureflaschen, nimmt leeres Gebinde wieder mit, sieht im Keller nach, was noch fehlen könnte, macht dem und jenem bequemerem Gastwirte die neue Tonne gleich zum Ausschank fertig, kriegt eine Zigarre oder ein Glas Bier, redet einiges, während er am Büfett auf die Bescheinigung über das Abgelieferte wartet, je nach der Art oder dem Charakter des betreffenden Wirtes: mit dem Destillenpächter Klose, dem früheren Haushälter, wie gleich zu gleich, mit dem Restaurateur Nentwig in einer achtungsvollen Jovialität, mit dem Hotelier Feist aber in korrekter Ergebenheit. Manchmal wird er auch von einem Gaste angerufen, denn bekannt ist er in der ganzen Stadt, dient er doch schon über zwanzig Jahre bei

derselben Firma, dann weiß er auch, was sich schickt: gibt ausführlich und würdig Bescheid, tritt dann wieder ans Büfett zurück, den spendierten Korn zu trinken, verfehlt nicht, dabei dem Geber Wohl zu wünschen, läßt sich aber sonst auf nichts weiter ein. Und wenn er beim Kolonialwarenhändler das Flaschenbier ausfolgt und vor die Wahl gestellt wird: „Ist Ihnen 'ne Zigarre lieber oder bares Geld?“, antwortet er immer: „Ganz wie Sie meinen, Herr Ritzke!“ und bekommt dann stets den Glimmstengel, den er sorgsam zwischen den Knöpfen der Weste birgt. Immer kommt man so unter Leute und schnappt überall etwas auf, bildet sich seine Meinung, wird man auch nicht nach ihr gefragt. Manchmal freilich ist Unangenehmes zu bestehn, bricht der Gastwirt, der vom Gelage der letzten Nacht noch nicht ausgeschlafen ist, einen Zank vom Zaune, soll das Bier gestern schal gewesen sein oder ein Faß nicht ganz voll, möchte man von sechs zum Vereinsabend bestellten Syphons ein und einhalbes unausgetrunkenes wieder zurücknehmen, oder die Animierkellnerin, die im „Ritter“ das Büfett auf eigne Rechnung und Gefahr führt, versucht einen im Handumdrehn zu bemogeln und wird, erwischt, frech. Auf derlei Frauenzimmer fällt er freilich nicht mehr herein, er, Joseph Klinkert, erfahrner Familienvater, der



allzuviel von der Sorte beruflich kennenlernte, mögen sie neppen, wen sie wollen! auf Nepp kommt schließlich ihre ganze Schweinerei doch nur hinaus, desto besser für den Verbrauch, allerdings aus Bier machen sie sich sowieso nicht viel, das mahlt zu langsam und läuft nicht genug ins Geld, lieber lassen sie sich mit Likören den Magen vom Verhrer verkleistern. Gott, denkt Josoph Klinkert überlegen, wenn der Gast sie manchmal so wie ich sähe, zeitig vormittags noch übernächtigt, katzenjämmerlich und ohne die Kriegsbemalung, mit der am Abend die lackierte Fratze die Ahnungslosen blendet!

Kommt um zwölf in die Brauerei zurück, spannt aus, lädt ab, füttert das Pferd, und hat dann eine Stunde Pause. Nachmittags ist andres zu tun: eine Sendung nach auswärts zum Güterbahnhof zu bringen, vielleicht auch mit dem Handwagen eine kleine Bestellung zu erledigen, oder in der Brauerei helfen, Bier in Flaschen füllen, im Winter Eis einfahren, im Sommer Heu schaffen, oder man geht mit dem Pferde in die Schmiede oder reitet es zur Schwemme, dann wieder ist der Wagen zu säubern, auszubessern, der Stall rein zu halten, bis abends gegen sieben mit der Fütterung des Pferdes das Tagewerk beschlossen, beim Buchhalter Generalapport abgeliefert wird, und man bis zum näch-

sten Morgen tun und lassen kann, was man will. Sonntags kommt man nur, im guten Anzuge, zu den bestimmten Stunden dem Pferde vorschütten, aber an jedem zweiten Sonntage muß man doch den Nachmittag über da sein, hat zwar nichts zu tun, kann im Sonntagsstaat auf der Hofbank lümmeln oder im Kutscherstübchen eine Flasche Bier genehmigen, rauchen und Zeitung lesen, muß sich nur zur Verfügung halten für etwaige eilige Bestellungen, wenn ein Gartenrestaurant sich nicht genügend vorgesehen haben und nun bei regerer Beteiligung der Vorrat jäh ausgehen sollte. Und ist im Brauereigarten einmal ein größeres Sommerfest, wird man, gegen eine Extravergütung versteht sich, zur Aushilfe mit herangezogen, bedient ein Filialbüfett, wäscht die Gläser und reicht dem Buchhalter, der dort ausschänkt, zu. Diese Arbeit ist nicht so schwer; weil man sie scheinbar freiwillig übernimmt, kommt man sich durch sie gehoben vor und steht mit dem Buchhalter in einer fast gleichen Bevorzugung. Auch hat man Muße, alles Mögliche dabei zu beobachten, in versteckten Laubengängen Pärchen verschwinden zu sehn, die man sehr genau kennt, Standes- und Respektspersonen bei kindisch festlichem Spiele zu ertappen und die Einwirkung ungewohnter Alkoholzufuhr in gesetzte Autoritäten zu verfolgen. Andre



Naturen mag solche Betrachtung aufreizen, Joseph Klinkert ist von ihr angenehm berührt, konstatiert voll gemüthlicher Anteilnahme, daß auch die Großen Menschen wie er selber seien, den gleichen Neigungen unterworfen, mit ebensolchen Fehlern und Schwächen behaftet und darum ihm menschlich nähergebracht. Bei der nächsten Gelegenheit wird er desto williger die Mütze vom Kopfe reißen, desto lieber die Schikanierung durch eine „Gnädige“ über sich ergehn lassen. Den Buchhalter, der die „Herrschaften“ bespöttelt und zwischen sich und dem sonst untergeordneten Kutscher eine Solidarität zu konstruieren sucht: „Die amüsieren sich, und wir müssen hier arbeiten für ihr Amusement!“ versteht er gar nicht. Wagt aber nichts dagegen einzuwenden, weil der Buchhalter ja doch sein Vorgesetzter bleibt, erinnert sich nur, daß der Herr Präses im Arbeiterverein, Oberkaplan Machnick, erst neulich wieder gewarnt hatte vor den Hetzern und Aufwieglern, die zwischen den einzelnen katholischen Volksschichten Zwietracht zu säen strebten. Freilich ist Klinkerts Arbeitsgeber evangelisch, aber man hat sich ihm doch kontraktlich verpflichtet und Wortbruch ist Wortbruch: das Gehalt reicht wohl grade so zu, andre haben's schließlich schlimmer getroffen, und die über zwanzig Jahre, die er nun schon in dieser Stellung

verbrachte, erzeugten ein leidliches Einvernehmen, er ist ordentlich stolz darauf, daß er grade einem Evangelischen so ausdauernd treu blieb. Beim nächsten Termine wird er vom Brauerverbände die Medaille für fünfundzwanzigjährige treue Dienstzeit erhalten, sein Chef wird sie ihm eigenhändig überreichen mit einer kleinen Ansprache, und die andren Brauereibesitzer werden seinen Herrn um diesen erprobten und ausdauernden Kutscher beneiden! Wie hatte doch Herr Schnecke bei der letzten Weihnachtseinbescherung zu ihm gesagt: „Na, und das hier ist für Sie, lieber Klinkert, meinen ältesten Mitarbeiter!“ Mitarbeiter, das Prädikat kitzelt heut noch seine Ohren. Wortwörtlich hat er's freilich nie zu nehmen gewagt, dem Herrn Arbeit zuzumuten, wäre ihm wie ein Verstoß gegen die gottgewollte Weltordnung erschienen, er bekreuzt sich beinah vor solcher Versuchung: der Herr, das ist die menschgewordne Brauerei und alles, was dazu gehört, und Klinkert dankt Gott, daß er ein wichtiger Teil davon sein darf! Bei den Weihnachtsbescherungen kommt ihm das immer am andächtigsten zum Bewußtsein. Freilich hat er in der Woche vorher desto schwerer zu wirken, die Bestellungen für die Festtage erfordern eine besondere Geschäftigkeit, Überstunden und Nachtarbeit, und noch am vierundzwanzigsten Dezember



selbst geht es ohne Pause von früh um sieben bis abends um acht Uhr hart her. Aber dann blüht die große Entschädigung für allen Dienst und Ärger des ganzen letzten Jahres. Zuerst wird man in die herrschaftliche Küche hinaufgerufen, der Geruch des Festessens kitzelt einem schon auf der Treppe Nase und Magen, und dann darf man dort ungeniert und von der Herrschaft unbeobachtet sitzen und mit dem übrigen Personal aus einer großen Schüssel essen, soviel man will und wie man will, und immer ist der Karpfen mit polnischer Soße ein köstlicher, wie Vorgeschmack des Himmels sinnverwirrender Genuß. Die Herrschaften speisen freilich drin einen Fleischbraten, aber Klinkert bedauert sie nur wegen ihres ketzerischen Unverstands, und der gotteslästerliche Schmorduft irritiert ihn keine Sekunde. Erst recht nicht, was die andern schwätzen, auch Ketzer, meist nicht aus dieser Gegend, übrigens findet er es unpassend, wenn armes Volk, Bedienstete wie er, evangelisch ist, Extravaganz und Besonderheit, die den Herren noch hingehen mag, scheint ihm bei seinesgleichen verwerflich, zumal bei Frauenspersonen, die dann gleich in allem hemmungslos treiben; aber das wechselt sowieso wie im Taubenschlag, ohne Redlichkeit und Beharrung, und beim nächsten Weihnachtsmahle sieht er schon wieder ganz andre Ge-

sichter um sich. Es beeinträchtigt ihn außerdem niemand, im Gegenteil, er wird widerspruchslos als Vorsitz der Gesindetafel anerkannt, mögen die Jüngsten ihn schon ein wenig verächtlich anschauen ob der Dummheit, über zwanzig Jahre ein und dieselbe Mühle zu treten, offen wagt keins seine Autorität anzutasten. Täten sie's, würde er es auch unter seiner Würde finden, zu antworten, wie er überhaupt reden während eines so ausnahmsweis guten Essens für Störung hält und für Mißachtung des Gebotenen. Solch meisterliches Mahl darf wohl völlige stumme Hingabe heischen! Ist alles im Teller leergeleckt, hockt man noch ein wenig in der Wohligkeit des Verdauens, stumpf, wie abgestorben, bis ein Glöckchen zum offiziellen Teil des Abends ruft. Klinkert weiß, wie man sich dazu vorbereitet, knöpft den Rock von oben bis unten zu, schnürt den Leibgurt, der während des Essens gelockert war, wieder fester, obwohl das Beschwerden macht, aber wer etwas Besonderen gewürdigt wird, muß auch besonderer Opfer fähig sein. Steht auf, spricht ein Tischgebet und macht das Kreuzzeichen, niemand erdreistet sich, vor seiner gewichtigen Haltung eine Miene zu verzieln, und Klinkert schreitet gemessen voran, in den Salon hinüber, wo die Einbescherung stattfinden soll. Er vergißt auch nie, seine Mütze in die Nische bei der



Tür zu legen und die Schuhe sorglich am Strohteller abzuschrubben, ehe er anklopft und eintritt. Dann kennt er schon seinen Tisch, legt mit bedächtiger Würde das Halstuch, die neue Arbeitsschürze, die Mütze und die Socken zusammen, nimmt die Pfefferkuchen für die Kinder, ohne sich zu wundern, daß immer noch solcher Tand daliegt, obwohl diese „Kinder“ nun schon sechzehn- und achtzehnjährige Mädels sind, steckt in jede Hosentasche eine Handvoll Äpfel und Nüsse und verstaut das Kuvert mit dem Angebind in barem Gelde besonders sorgfältig. Verhält sich dann mit geziemender Höflichkeit dem protestantischen Choral gegenüber, den die gnädige Frau am Klavier begleitet und das evangelische Personal laut mitsingt, schreitet hernach sichren Schritts als erster auf die Herrin zu, gibt ihr die Hand, sagt seinen Dankspruch und wünscht ein fröhliches Fest, wiederholt das gleiche dem Brauer und spricht mit derselben Phrase auch dem halbwüchsigen Brauersohne völlig unbegründet seine Erkenntlichkeit aus. Jedenfalls hat er, Klinkert, den Löwenanteil an dieser gesegneten Stunde, und daß dann Herr Brauereibesitzer Schnecke ihn noch einmal zurückruft und sehr freundlich voraussetzt: „Aber gelt, lieber Klinkert, morgen am ersten Feiertage werden Sie uns nicht ganz im Stich lassen!“ ist ihm niemals ver-

dächtig gewesen. Diese Nacht gönnt ihm noch weniger Schlaf als jede gewöhnliche. Zehn Uhr wird es mindestens, ehe er nach Hause kommt, aus der Küche gibt man ihm noch Überreste des Festmahles mit, die wärmt seine Frau dann auf, inzwischen richtet er den Weihnachtstisch für die Seinen, verteilt das Mitgebrachte gerecht unter die Frau und die zwei Töchter, fügt aus Eigenem noch einiges hinzu: für Elfriede ein Ansichtskartenalbum, das ihm der Sohn seines Chefs eines Tages abtrat, für Trude einen Kamm, den er am letzten Jahrmarkt erstand, und Mutter kriegt den Unterrock, den er seit einem halben Jahre in der Futterkiste bereithielt — auf dem Heidauer Erntefeste, wohin er Bier hatte fahren müssen, war das seltene Stück wohlfeil erhandelt worden. Während die Seinen die Überreste des Gesindemahles schmatzen, sieht er mit sich selbst zufrieden zu. Wenn Mutter fragt, ob er nicht auch noch einen Bissen möchte, schlägt er auf seinen Wanst, röchelt stolz: „Ich tat drüben doch, was ich konnte!“ und animiert die drei Esser aus vollem Herzen. Zieht eine Tochter einen Flunsch und mäkelt: „Jeden Weihnachten derselbe Fraß, bloß Fisch!“, verweist er, ohne sich die Laune verderben zu lassen: das sei eine besonders taktvolle Gabe seiner Chefin, die sein katholisches Gewissen schone. Und entgegnen die Töchter, wer



schwer arbeite, dürfe auch Fleisch essen, und wer bei Andersgläubigen diene selbstredend, siegt er mit der Behauptung: „Fisch ist eine besondere Delikatesse, die eben nicht jeder zu würdigen weiß!“ Dann ahmt er das bei Brauers Erlebte für seine Dimension nach: in Ermangelung eines Glöckchens wird mit dem Messer an einen Teller geschlagen, dann die Familie ins Schlafzimmer gelassen, wo er mit dem Plättbrett auf den Betten eine Art Tafel hergestell hat. Ein kleines Weihnachtsbäumchen brennt auch, und Klinkert greift auf der Harmonika ein paar Töne, die den Klavierchoral bescheiden ersetzen, weist dann ein bißchen täppisch auf die einzelnen Bündel: da ahnt jede schon, was ihr blüht, Mutter bezeugt noch am ehrlichsten Freude über den Unterrock und macht sich naschhaft auch gleich an ihre Portion Äpfel und Nüsse, Elfriede findet das Ansichtskartenalbum schäbig im Vergleich zu dem Ringe, den ihr der Mechanikergeselle Rother heut ansteckte, Trude heult, weil sie sich ein paar Handschuhe ersehnt hatte. Da gibt ihr Elfriede das Fläschchen Parfüm, das sie vom Rechtsanwaltschreiber bekam, der ihr weniger sympathisch ist, und dann kriegt Papa doch noch von allen einen Dankkuß. Auch ihm beschert man ein: Elfriede, die bei Barasch im Warenhause angestellt ist, eine Uhrkette mit Eberkopf, Trude ein

selbstgehäkeltes Deckchen, mit dem er sich nichts anzufangen weiß, Mutter aber das übliche Paar Wintersocken. Nun umarmt auch er alle und rückt mit den mitgebrachten Flaschen Bier heraus, legt die Zigarren, die ihm der Brauer gab, auf den Tisch, bietet Muttern eine an, ein alter Scherz, der jedes Jahr wiederholt wird und dem sie immer mit derselben ernsthaften Entrüstung begegnet, fängt dann zu qualmen an, läßt zu, daß Elfriede sich an eine Zigarette macht, während Trude eine Tüte Pralinés herauszieht und ringsherum anbietet, gewiß, daß man heute nach deren Herkunft nicht allzu genau forschen wird. Frühzeitig gehn Mutter und Töchter am ersten Weihnachtsfeiertage nichtsdestoweniger zur Christandacht. Vater Klinkert muß in die Brauerei, die für den Festtag liegengebliebene Arbeit nachzuholen. Vormittags über ist der Brauer besonders nett zu ihm, bittet ihn auch, zur Frühschoppenzeit drüben im Ausschank mitzuhelfen. So verspätet sich Klinkert zum Festtagsbraten, einem Kaninchen, das angebrannt ist. Nachmittags hilft Klinkert im Brauhaussaale beim üblichen Feiertagskonzert abermals aus, und auch seine Frau wirkt dort als Kellnerin mit. Die Töchter sind anderwärts vergeben: Elfriede sitzt mit dem Mechaniker in der Nachmittagsvorstellung des Stadttheaters, Trude ist bei einer Freundin. Am



zweiten Feiertage wiederholt sich alles, mit der kleinen Änderung, daß Klinkert und Frau beim Tanzkränzchen im Brauhaussaale aufwarten, Elfriede und der Mechaniker bei dieser Veranstaltung Gäste sind, Trude auf der Straße vor der Brauerei mit ein paar gleichaltrigen Mädels und Jungens sich nach den Klängen der Musik dreht. Der dritte Feiertag, an dem die Handwerker noch zum größten Teile „blaumachen“, stellt an Klinkert schon wieder die üblichen Alltagsforderungen, die reichlich verheerten Bestände der Gastwirtschaften müssen ergänzt werden, Klinkert hat sogar tüchtig zu tun und hält abends noch einmal beim Tanzkränzchen des dritten Feiertags als billige Hilfskraft her. So kam die ganze Familie zur Festzeit später und abgenützter in die Betten als sonst und spürt die Strapazen der „Feiertage“ noch lange in den Knochen. Grollt aber keineswegs dieser Einrichtung oder macht sich böse Gedanken, verehrt vielmehr immer wieder aufrichtig den ganzen Zauber, bestaunt jedes Jahr mit der gleichen Dankbarkeit die zwei Riesentannen mit den elektrischen Lichtern, die rechts und links vom Orchester zu „Stille Nacht, heilige Nacht“ prompt und sinnig aufflammen, und ergötzt sich an den zwei Hampelmännern, die beim Weihnachtspotpourri vom Paukenschläger taktmäßig in Bewegung gesetzt

werden. Stören kurz vor Schluß die Offiziere oder die Studenten das Fest, indem einer mitten im Saale auf einen Tisch steigt und in das Largo von Händel hinein fragt: „Wo ist ein Weib zum Amüsieren?“ oder eine Kette gebildet, und das Frauenmaterial mitten aus solidestem Tanze herausgefegt wird, grinsen die Klinkerts nachsichtig, ja anerkennend, als wüßten sie von dem Kommersliede „Studenten sind fidele Brüder“ und hätten nichts daran auszusetzen. Übrigens gedenkt Klinkert gern seiner Militärzeit, hat auch noch überm Bett das Gedenkblatt hängen, wo dem feschen Dragoner auf dem martialischen Rosse die eigene Photographie als Kopf aufgepappt ist. Ein so kühner Reiter war er offen gestanden gar nicht gewesen, sondern immer abgepurzelt, vom Vorgesetzten schlimm genug angebrüllt, geknufft, und schließlich, weil er die ganze Schwadron verschandelte, zum Kartoffelschälen in die Küche abgeschoben worden, auch zeitlebens „Gemeiner“ geblieben. Dennoch war er stolz auf diese Episode in „des Kaisers Rock“, erinnert sich der vielen Schläge und Beschimpfungen so nachsichtig, ja launig, wie ein Erwachsener die Unbilden der Schulzeit zurückdenkend gelten läßt und mit entschuldigender Romantik verklärt. Er gehört ja auch dem Kriegervereine an, ist da mit dem Amtsrichter Hauptmann der Landwehr Bollert



und dem Oberlehrer Reserveleutnant Schicke Kamerad, darf an Kaisers Geburtstag zum Gaudium junger Leutnants den alten Beinen einen Parade-marsch auf dem Exerzierplatz abquälen und verachtet alle Nichtgedienten gründlich. Sein Chef war wenigstens beim Train, aber der Buchhalter als „dauernd garnison- und arbeitsverwendungs-unfähig“ befunden worden, und wenn der sich erlaubt, Aufsässigkeiten vorzubringen über „Willis“ Spielzeug — so unehrerbietig sprach er von Kaiser und Armee! —, ist Klinkert nahe daran, sich zu vergessen und grob zu entgegnen. 1870/71 war er ja freilich noch ein Kind gewesen, doch erinnert er sich der Erzählungen alter Dörfler. Er stammt nämlich aus dem nahen Heidersdorf, wo sein Vater Häusler war, der als Maurer auf Arbeit ging, Sonntags aber sein bißchen Gemüsegarten besorgte, indes sich die Mutter um den Tierbestand, eine Ziege, ein paar Gänse und Enten, kümmerte. Diese Landwirtschaft hatte der älteste Sohn, Joseph Klinkerts Bruder, geerbt, den er regelmäßig zur Kirmeszeit besucht, um mit dem klosettdeckel-großen Streuselkuchen im Schnupftuch heimzu-kehren. Der Krieg hatte also in den Erzählungen der Alten, die ihn in wer weiß was für Stellungen mitgemacht hatten, die Physiognomie einer tadellos funktionierenden Spritztour auf gerader Linie von

Heidersdorf nach Paris und zurück gehabt, auf der vielerlei spaßige Abenteuer mit wohlfeilem wäl-schen Frauenvolk lagen. Diesen Krieg bekam man dann noch einmal kompakter als Evangelium ein-gebläut, sobald man die Dorfschule besuchte, da setzte er sich aus Fibelstücken, Reimereien, Ge-schichtsstunden und den Berichten des Lehrers, der gutgelaunt eigne Kriegsanekdoten von einer ge-wissen gemüthlichen Brutalität zu erzählen pflegte, zu einer herrlich gelungenen Räuberei zusammen, die so recht den Instinkten der Dorfjugend ent-sprach. Denn diese Räuberei war von einem ben-galischen Licht rührseliger, schneidiger und für-stenverehrender Gefühlswallung illuminiert und imponierte dadurch den seit Geschlechtern mit Leibeignendemut Infizierten. Und da Sedan und Kaisers Geburtstag großartig begangene Feste wa-ren, ja die Gedenktage besonderer Schlachtener-folge noch soundso viele Freistunden ergaben, in denen nichts examiniert, vielmehr vom Lehrer „auf das betreffende Ereignis durch einen Vortrag Bezug genommen“ wurde, haftete in den Herzen der Kinder der Begriff Patriotismus gleichwertig mit Ferien und Gelegenheit zum Schulschwänzen. Man hatte auch gern Krieg gespielt, Joseph er-innert sich noch, daß er als Kaiser der Deutschen dem lahmen Kusche Aloys, den er sowieso nicht



leiden konnte, weil er in der Klasse immer alles begriff, und den er gezwungen hatte, die Rolle Napoleons des Dritten zu übernehmen, im Hohlwege hinter der Schänke überfiel, mit einer Übermacht von fünfzehn gegen drei schwächliche „Franzosen“ überwältigte und durch Tritte in den Bauch zur Abdankung zwang. Als Aloys in Krämpfen liegen blieb, waren die tapferen Fünfzehn stockstill verschwunden. Dem Napoleon war schon recht geschehen; freilich, als er dann am nächsten Tage nicht in der Schule erschien, lief dem Joseph ein Gruseln über den Rücken, er fürchtete immerzu ein peinliches Verhör vor dem Lehrer, aber der Feigling Kusche schien geschwiegen zu haben, Joseph lachte schon wieder verächtlich, und als am Montag der nächsten Woche der Lehrer verkündete, der Mitschüler Kusche sei plötzlich an einem unerklärlichen inneren Übel gestorben, und die Klasse zu einem stillen Gebet für des Toten Seelenheil aufforderte, betete Joseph am eifrigsten und fühlte doch im Innersten eine süße Genugtuung, daß der welsche Erbfeind, siehe Lesebuch Seite 25!, die gebührende Züchtigung empfangen hätte. Durch ihn, Joseph Klinkert, der sich diese Heldentat für die Zukunft in seinem Gewissen gutschrieb. Oder hatte am Ende gar nicht Joseph diese Heldentat erlebt, sollte sie ihm der Sohn sei-

nes Chefs erzählt haben, der junge Herr Schnecke? Früher nämlich, als der junge Herr Schnecke noch ein Schulbub war, hatte es für Klinkert während der Faschingszeit eine delikate, ehrende Art Nachtdienst gegeben an Abenden, wo Herr und Frau Brauereibesitzer irgendeinen Ball besuchten, der erst in der Frühe endete, das Fest des Brauerverbandes oder den Ball des Gastwirtsvereins oder die Logenfestivität oder sonst ein Faschingskränzchen, an dem teilzunehmen gesellschaftliche oder geschäftliche Verpflichtungen zwangen. Der junge Schnecke, das einzige, ziemlich spät eingetroffene Kind, war so verhätschelt worden, daß er noch in einem Alter, wo andere längst über dergleichen Schwächen hinaus sind, nachts nicht allein in der Wohnung bleiben konnte. Das Dienstmädchen garantierte seiner Ängstlichkeit keinen genügenden Schutz, und so mußte das bewährte und vertrauenerweckende Faktotum Klinkert den jungen Herrn bewachen. Das heißt, er bekam erst in der Küche ein Abendbrot, das freilich nicht so feierlich wie das Weihnachtsmahl ausfiel, und nach Abfahrt der Herrschaft saß er mit dem Sohne in dessen Zimmer. Da machte der Junge sich vor dem alten Manne wichtig mit frisch aufgeschnappten Gymnasiumskenntnissen, protzte mit Schulwitzen und Streichen, und da Klinkert das alles



mit einer wahrhaft rührenden Ehrerbietung hin-  
nahm, machte der Bengel sich schließlich offen-  
kundig über den Kutscher lustig und ungehemmt  
ihn selber zur Zielscheibe grausam kindischer  
Veralberung. Klinkert strahlte jedesmal, so mit  
dem jungen Herrn auf gleich und gleich zu stehen.  
Wenn man schlafen ging, war auf dem Flur vor  
der Tür des jungen Schnecke für Klinkert ein  
Nachtlager bereitet, und die ganze Wohnung blieb  
bis früh erleuchtet, weil der Knabe halt gar so  
schreckhaft und feinnervig veranlagt war! Es be-  
stand die Möglichkeit, daß Klinkert die Geschichte  
vom in den Bauch getretenen „Napoleon“ gar  
nicht selber erlebt, sondern als Bravour des jungen  
Schnecke berichtet erhalten und seinem Gedäch-  
tnis so lebhaft eingeprägt hatte, als sei's ein Stück  
von ihm selbst. Fähig solcher Stücklein waren sie  
jedenfalls beide, Schnecke junior und Klinkert  
senior, Gott sei Dank! Aber inzwischen war der  
Knabe Schnecke ja längst zu einem selbstbewuß-  
ten jungen Herren erwachsen, die angenehmen  
Faschingswachen waren dahin, der junge Herr  
hatte inzwischen die Brauerakademie besucht,  
sollte in absehbarer Zeit die Firma übernehmen,  
besaß eine reiche Braut, und Klinkert kam höch-  
stens noch zu einem Vertrauensposten, wenn  
Schnecke junior ein kleines galantes Abenteuer

plante, das tunlichst verheimlicht werden sollte, dann stand Klinkert Schmiere, trug Botschaft und vermittelte die Gelegenheit, dafür eines Trinkgelds und einer herablassenden Anerkennung, derben Schlages auf die Schulter gewürdigt: „Brav so, Alterchen! Ganz brauchbares Möbell“

Überhaupt, wenn den Klinkerts die Fähigkeit des Erinnerns und Vergleichens intensiver gegeben wäre, könnte Joseph über den Wandel der Zeiten, der nur seinesgleichen unverändert ließ, allerlei Betrachtungen anstellen. Da war zum Beispiel um 1890 jedes Gartenlokal Abend für Abend gut besucht gewesen, nicht bloß an den Sonntagen oder dem einen wöchentlichen Abonnementstermine. Dann flaute es allmählich ab, Industrie hatte die Stadt nicht aufzuweisen, die Offiziere, die ohnehin pflichtgemäß die Konzerte ihrer Regimentskapellen besuchten, konnten die Sache auch nicht halten, ein Gartengeschäft nach dem andern ging zurück, und nur die wenigen Abonnementskonzerte der Infanteriekapelle erfreuten sich noch einigen Zuspruchs. Das zahlungskräftige Publikum wurde nämlich von der Reisesehnsucht befallen: anstatt wie bisher an freien Nachmittagen und Abenden in den Gartenlokalen zu sitzen, fuhren sie ins nahe Gebirge, schwitzten mit herausfordernd gegröhlttem: „Ich bin ein Preuße“ zum Bergwirthshause



hinauf, wo ein feuchtfröhlicher Kommers abgehalten und mit den völkischen Raufbrüdern des österreichischen Grenzlandes lärmend Verbrüderung getobt wurde. Joseph Klinkert nahm natürlich an alledem nicht teil, hörte nur aus den Stammtischreden der Brauereigäste davon, hatte keinen freien Nachmittag und Sonntags entweder „du jour“ oder die Müdigkeit der ganzen Wochenarbeit in den Gliedern. Die Stadtbrauerei konnte übrigens den Umschwung aushalten, sie verstand es durch Spezialitäten: „Leipziger Sänger“, Varieté- oder Rezitationsgastspiele, Interesse zu erwecken, und außerdem galt es immer noch für standesgemäß, in den Konzerten der vornehmsten Kapelle gesehen zu werden. Joseph war furchtbar eingebildet, daß „seine“ Firma sich so behauptete, und als gar Herr Schnecke als erster sich der Erfindung des Kinetographen planmäßig bemächtigte und im Brauereisaale erfolgreich ein Kino einrichtete, tat sich Klinkert groß mit: „Wir haben's geschafft!“ und „Firma Schnecke allemal voran!“ Obwohl er doch nur ein Mehr an Mühe und Verdruß von besagter neuer Einnahmequelle seines Herrn hatte und keinen Pfennig Verdienstes mehr als früher.

Ungefähr zur gleichen Zeit hatte er übrigens auch für sich selber einen Erfolg zu verzeichnen. Mit zunehmender Industrialisierung Deutschlands war

die Arbeiterbewegung in Fluß geraten. Nun war zwar Klinkerts Heimatstadt mit ihrer Atmosphäre von Buntem Rock und Klerikalismus keine Fabrikgegend, aber die Kirche erkannte die Tendenz der Epoche und richtete sich für die Zukunft so ein, daß sie die ihr ergebene Arbeiterschaft der kleinen Betriebe in katholischen Arbeitervereinen sammelte und so in kirchlichem Fahrwasser hielt, ihnen eine Art Standesvertretung vortäuschte und sie im Grunde doch nach dem Interesse der bestehenden Weltordnung und zur Zufriedenheit der Arbeitgeber gänzelte. Diese Arbeitgeber wußten das auch und waren letzten Endes froh, daß sie vorläufig von der verfluchten Sozialdemokratie verschont blieben, dennoch war ihnen eigentlich schon die Tatsache einer besonderen Arbeiterorganisation zuwider. Klinkert hatte sich gleich als Mitglied des Arbeitervereins einschreiben lassen, und da man seine ergebene, mit dem Bestehenden versöhnte Art schätzte, ihm den besten Einfluß auf seine Kameraden zutraute, ließen ihn nun die Drahtzieher in einen Vertrauensposten des Vereins wählen. Jetzt hatte er allerdings immer in Sachen des Vereins zu tun, so daß er pünktlicher als früher Feierabend machte und, statt nach Haus zu gehen und andern Morgens zeitig im Geschäft zu erscheinen, noch bis spät nachts einer Sitzung bei-



wohnte. Als er gar öfter die gewohnte Gefälligkeit, bei einem Feste im Brauhaussaale auszuhelfen, ablehnen mußte, nahm Herr Schnecke an seines Angestellten Eigenwilligkeit ein ernsthaftes Ärgernis und zog im Gespräch mit der Gattin, nachts beim Schlafengehen, das beleidigte Fazit: „Der Papst verdirbt einem die Leute genau so wie der Bebel; Schwarze und Rote sind e i n Gelichter! Was war der Klinkert für ein brauchbarer Mensch, hatte nur Gedanken fürs Geschäft! Nun geht sein halbes Interesse für den Unfug mit dem Vereine drauf!“

Den Krieg 1914 begrüßte Schnecke, weil die Arbeiter von ihren besonderen Schmerzen, von allem „Trennenden“ abgelenkt und empfänglich gemacht wurden für das Gefühl des Einenden, der allgemeinen Volksgemeinschaft, den großen Dusel, in dem zunächst schwelgend sich alles taumeln ließ, den die Schnecke und ihresgleichen geschickt nutzten, dem die Klinkert und ihresgleichen rührselig ihr bißchen eignes Denken zur trügerisch glitzernden Karussellfahrt anvertrauten. Bis spät in die Nacht hinein gröhle auf dem Rummelplatze der Begeisterung der billige Gassenhauer: „Siegreich wolln wir Frankreich schlagen . . .“, und Herr Schnecke ließ zu, daß Klinkert ihm gerührt in die Arme sank und an „ein einig

Volk von Brüdern“ glaubte, konnte er doch aus solchem Glauben recht vorteilhafte Ansprüche auf Opferwilligkeit und Dienstbereitschaft erheben. Beide waren durch ihr Alter davor bewahrt, eingezogen zu werden. So blieb ihm seine zuverlässigste Geschäftsstütze, und auch den Sohn bekam er frei, und Klinkert hatte ja nur Töchter. Die in den Wochen der ersten Kriegsbegeisterung bei Offizieren und Kriegsfreiwilligen vielen Anklang fanden und zunächst nicht mehr nötig hatten, in Stellung zu gehen. In diesen Wochen blühte auch der Bierkonsum, Begeisterung erforderte entsprechende Nahrung durch Alkohol, immerzu erscholl aus überfüllten Schänken Beteuerung patriotischer Gesinnung, Bekenntnis zu Raufgier und Mordlust, der Mut holte sich aus den Seideln einen letzten Schwung, und Rachedurst und Bierdurst stärkten und hoben einander. Klinkert machte überall mit. Bisweilen, wenn er in ein vornehmes Lokal Bier brachte, saßen im separaten Hinterzimmer die Töchter bei Fähnrichen und Leutenants, flitzten heimlich heraus und steckten ihm etwas zu, was von der Herren Tische abfiel: Zigarren, Zigaretten oder für die Mutter eine Tafel Schokolade, denn sie kamen in dieser bewegten Zeit tagelang nicht nach Hause. Papa freute sich, daß sie so glücklich waren und immer mittendrin



sein konnten im Zentrum des großen Geschehens, sie hatten wenigstens eine herrliche Jugend und vergaßen dabei ihre Eltern nicht, rührend, wie sie stets an sie dachten! Wenn sie einmal auf eine halbe Stunde bei den Eltern vorsprachen, brachten sie eine Neige Wein mit oder irgendeinen Juxgegenstand: einen Gummifranzmann mit roten Hosen, den man aufblasen konnte, und nachher schrumpfte er von selber langsam zum dürftigen Häuflein zusammen, verkrümelte sich mit einem dünnen asthmatischen Seufzer, man lachte Tränen, so werden's ihnen die Unsern besorgen, recht so, Mädels, daß ihr unsern Vaterlandsverteidigern den Abschied feiern helft, die Töchter der Reichen tun in Bahnhofsmision, Rotem Kreuz und Ehrenjungfrauenschaft auf ihre Weise auch ihre Pflicht, alle Unterschiede sind aufgehoben, man schluchzt vor Begeisterung, daß man so brave, liebe, brauchbare Kinderchen hat! Abends sagt Herr Schnecke zwar wieder nörgelnd zu seiner Gattin: „Aber immerzu besoffen brauchte der Klinkert, der alle Esel, ja auch nicht gerade zu sein!“, doch klingt es schon freundlicher, als einst jener Ausspruch wider den Arbeiterverein geklungen hatte. Nun söhnte Schnecke sich sogar mit der Sozialdemokratie aus. Im Vorort hatte die günstige Konjunktur der letzten Jahre doch einige Maschinenfabri-

ken ins Leben gerufen. Durch deren meist von außerhalb stammende Arbeiterschaft war eine kleine sozialdemokratische Partei entstanden, die aber in der politischen Konstellation der Stadt, die schon durch ihre ländliche Umgebung unwider-  
ruflich dem Zentrum gesichert blieb, nichts änderte. Inzwischen war sie doch zu einem eigenen Gewerkschaftshause gekommen: ein stockkatholischer Brennereibesitzer war durch die Antialkoholpolitik seiner Geistlichkeit verärgert und wegen privater Anrühigkeiten von den Glaubensbrüdern boykottiert worden und hatte sein ohnehin unrentables Grundstück den Sozialisten verkauft, die durchaus Fuß fassen wollten und darum ein übermäßiges Angebot machten. So hatte der Brenner die Genugtuung, sich doppelt Sieger zu fühlen: den Seinen einen Schabernack gespielt und zur Beruhigung seines Gewissens auch die Roten gründlich geprellt zu haben. Im ersten Moment erwartete die Stadt von so gefährlichen Eindringlingen Bombenattentat, Sittlichkeitsdelikt, Kirchenschändung. Als man jeden Mittwoch und Sonnabend biedere Arbeitsleute dort sich nur zu stiller Versammlung treffen, Sonntags zu üblicher Fete sammeln sah, lächelte man spöttisch, registrierte die neue Vereinsmeierei neben die bekannten und geschätzten von Krieger-, Gesang-, Turn- und Skatklubs und



ging über die ungefährliche Spielerei in Rot zur Tagesordnung über. Das war ja nur in andrer Kulör Fleisch von ihrem Fleische und, damit gelegentlich ein kleines Scharmützel zu probieren, gehörte zum üblichen Parteigehabe, periodische Übung zwischen gleichen Brüdern, auf daß der Apparat nicht roste und jeder einzelne Stall seinen Schäflein ein lebendiges Eigenleben vor-täusche, obwohl doch alle nur williges Schlachtvieh für den nämlichen egoistischen Wanst blieben und schwarze wie rote Wolle demselben Kuppelpelze dienten. So gemeint, hätte Herr Schnecke Gleichsetzung beider Parteien ihre Richtigkeit und sollte sie immer hanebüchener nachgeliefert erhalten. Stimmte es nicht auch versöhnlicher, daß man im Gewerkschaftshause das Bier aus der Stadtbrauerei trank? Den Saal zu einer großen öffentlichen Versammlung zu verlangen, würden sie wohl nicht wagen, dazu hatten sie doch noch nicht genug Anhang, so blieb dem Herrn Schnecke das Dilemma erspart. Ohnehin verzehrten die Vereine der Bürgerschaft nicht mehr soviel wie früher, die vom Klerus geförderte Antialkoholbewegung wurde immer mehr Mode, wenn der Brauer an sein bestes Umsatzjahr in Friedenszeiten zurückdachte, damals, als die Katholikenversammlung in dieser Stadt getagt hatte, wurde er wehmütig

über den Rückgang. Ob es die Sozis wohl auch noch einmal zu einer so erfreulichen Macht bringen würden? Aber das lag vorderhand noch weit im Felde, zunächst genügte es, daß man ohne viel Aufhebens ihre Kundschaft zu der immer unergiebigeren alten bekam. Joseph Klinkert hatte Gelegenheit, bei der Ablieferung des Bieres im Gewerkschaftshause mit den Roten in nähere Berührung zu kommen. Was in den Schilderungen des Oberkaplans wie der leibhaftige Gottseibeius ausgesehn hatte, entpuppte sich als zahme Sippe. Natürlich waren auch da die Klinkerts vertreten: einmal dachte Joseph, sein eignes Abbild schreite aus dem Spiegel auf ihn zu, aber es lebte doch für sich und war eine selbständig gewordene Klinkertfigur Nummer zwei oder Klinkert Nummer 1084 und machte sich bekannt als Klinkert Bruno, Vorarbeiter in der Maschinenfabrik von Kahn und Troplowitz, und man kam ins Gespräch miteinander, und es war wie Ruf und Echo. Als man erst merkte, daß jeder nur andre Fachausdrücke für denselben Gegenstand und dieselbe Meinung gebrauchte, wurde man ein Herz und eine Seele. Solcher Gedankenaustausch ward nun eine süße Gewohnheit. „Mit Gott für König und Vaterland“ schlugen beider Herzen, wenn auch Joseph mehr den König, Bruno mehr das Vaterland im Munde



führte. Solange es beim Siegen blieb, konnten sie sich nicht genug tun in phantastischen Weltverteilungsplänen. Brunos Ältester hatte gleich von Anfang an als Unteroffizier stramm mitgemacht und schickte schöne Beutestücke nach Hause. Josephs Töchter verdienten nun beide in der Munitionsfabrik klotzige Gelder. Die Klinkert verstanden die Nörgler und Mießmacher gar nicht, und als Joseph sich einmal über den Buchhalter beschwerte, der immerzu etwas am Kriege auszusetzen hatte und „Mord“ und so andre blödsinnig starke Ausdrücke gebrauchte, bedauerte Bruno, daß der Rebell durch sein Alter gefeit sei, denn sonst hätte er ohne Mitleid so einen Patron, der sich an seiner Volksgemeinschaft derartig versündige und gar kein soziales Empfinden besäße, gern angezeigt und in den Schützengraben stecken lassen. Des freute sich Joseph und gab gleich eine Lage zum besten, zwar hatte Bruno kürzlich seinen jüngsten Sohn, der fast ein Kind noch auf Vaters Mahnen hin Kriegsfreiwilliger geworden war, verloren, aber er rühmte sich dessen, dieses Opfer seiner Nation bringen und sich so aus dem mißachteten Stande der „vaterlandslosen Gesellen“ in die volle Glorie zum Heldentot Berechtigter pauken zu dürfen. Gab seinerseits einen Trauerschoppen zum besten, sonnte sich in dem Vorzug

Vater eines gefallnen Kriegers zu sein, ja lehnte ausdrücklich ab, ein Trauerabzeichen zu tragen, da es sich nicht gezieme, über dergleichen zu klagen, vielmehr man solches Schicksal als Auszeichnung empfinden müsse, daß man gewürdigt sei, zu des deutschen Volkes Aufstieg beizutragen! Nur erwähnte er das allzu häufig, daß die Genossen es allmählich gelangweilt überhörten, steckt aber mit desto gewichtigerem Ingrimm die Fähnchen auf der Kriegsschauplatzkarte, die natürlich auch im Gewerkschaftshause nicht fehlen darf, dem Siegeszuge der glorreichen Armee folgend vor und vor. Verteilt auch im Bierbankgespräche noch großzügiger fast, als es die Honoratioren am Brauhausstammtische tun, die ganze Welt weiter als Kriegsbeute an Deutschland, das heißt an Deutschlands arbeitendes Volk, dem damit immer neue und immer einträglichere Arbeitsgebiete erschlossen und durch Hindenburgs Wirken Paradiese auf Erden beschieden würden. Sah vor trunkenen Augen den verwirklichten Zukunftsstaat: den zum riesigen Deutschland verzauberten Kontinent, einen Erfolg, an dem auch er, Bruno Klinkert, durch seine Söhne und durch eigne mündliche Propaganda wesentlichen Anteil hätte, Prosit! Joseph bestätigte, Brunos Rede gäbe des Oberkaplans Predigten wenig nach, sowieso herrschte Burgfrieden,



und waren wieder soundso viel Tausend Franzosen krepirt, soundso viel „feindliche“ Ortschaften in Grund und Boden demoliert worden, wurde die vergnügliche Zeitung im Gewerkschaftshause ebenso alkoholselig gefeiert wie in jedem Honorationenkonventikel, in jedem christkatholischen Vereinslokale, jedem Etappen- und Garnisonkasino. Josephs heimlicher Ärger blieb nur, daß die Brauerei sich nicht so auf kriegswichtige Fabrikation umstellen ließ, wie Brunos Maschinenbauerei. Der konnte freilich mit seinen Einkünften die Feste gebührend begehen, aber schließlich bekam Joseph wenigstens von den Riesenbezügen seiner Töchter einiges ab. Das Vaterland ließ sich nicht lumpen und lohnte die fürstlich, die etwas für sein Wohlergehen leisteten. Wem freilich dazu keine Gelegenheit geboten war, oder wer es absichtlich daran fehlen ließ, wie der kümmerliche Buchhalter, der überflüssige Tintenmann der!, der mochte neiderfüllt sich in unfruchtbaren Bedenklichkeiten und zynischem Geschwätz ergehen. Gott strafte solche Aufrührerei sichtlich an ihm, er wurde blaß und mager und bekam eine gramvolle, verbitterte Visage, während Bruno, Joseph und ihresgleichen, das heißt die ganze Majorität der Siedlung, immer rundlicher, selbstzufriedner, korpulenter, gottwohlgefälliger aussahen! In dieser

von reichen Dörfern umgebenen Provinzstadt konnte man noch alles haben und steckte sich's, bekannt und verbunden, wie man miteinander war, unter der Hand zu, die Rationierung galt nur für die Wenigen, die keinen Anschluß fanden, man konnte nicht begreifen, wie es in den vermaledeiten Großstädten Massen Unzufriedener geben sollte. Freilich, wessen Gott sein Bauch war — — Die Sozialdemokraten bildeten solche Störenfriede doch nicht, soviel sah man hier längst ein, es mußte wohl im Abschaum dieser Lasterzentren noch andre, wahrscheinlich landfremde, bestochne, vom Feinde gedungene Elemente geben, die Zwietracht zu säen gedachten. Aber das sollte ihnen nicht gelingen, darauf fiel der gesunde Sinn der Deutschen, ob reicher, ob armer, unmöglich herein! Joseph sagte: „Soweit hat unsre Kirche schon bis in den letzten, ihr erreichbaren Winkel Kultur verbreitet: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!“, und Bruno fiel ihm ins Wort, als fürchte er, sich nicht mehr eilfertig genug in Empfehlung bringen zu können: „Soweit hat die Sozialdemokratie den Arbeiter aufgeklärt und zu selbständigem Denken erzogen, daß er weiß, Ordnung muß sein, und den Staatsgedanken über alles stellt!“ und schließlich einigten sich beide im ebenso triumphierenden wie ehrfurchtsvollen Bekenntnisse zum allein selig



machenden Wunder: DISZIPLIN! Doch eines Tages verwirrte der Buchhalter unsern braven Joseph mit der Mitteilung: „Die Sozis haben wenigstens einen, der den Mut hat, die Dinge beim rechten Namen zu nennen: Liebknecht!“ Bestürzt eilte der Braukutscher, obwohl er diesmal dort geschäftlich nichts zu tun hatte, ins Gewerkschaftshaus und interpellierte seinen Freund und Bruder Bruno voll Angst, nun käme doch an dieser Sozialdemokratie der Pferdefuß zum Vorschein, eine Harmlosigkeit, an die er sich schon so hübsch behaglich gewöhnt hatte, entpuppte sich als Gefahr, und die angenehme Gemeinschaft müsse katastrophal ein Ende haben. Wie selig hob Gott ihn da aus allen Seelennöten, als Bruno nur eine gesunde, urderbe Lache anschlug, sich mit vertrauenerweckend breiter Flosse auf den feisten Schenkel patschte und gemächlich maulte: „Das verrückte Aas nimmt doch natürlich bei uns keiner ernst, der gilt doch in der ganzen Partei bloß als Hanswurst! Übrigens wird er ja jetzt gottlob endlich eingespinnen, daß er keinen Schaden mehr anrichten, unsre ganze solide Taktik nicht mehr vermasseln kann. Leider ist es nicht lebenslänglich, aber hoffentlich vertauscht er Luckau sowieso bald mit Dalldorf, wo er eigentlich längst hingehörte!“ Und Brunos Schlußgewieher, das seinen Wahrspruch bekräf-

tigte, klang so erquickend ursprünglich und herzlich, daß Joseph unwillkürlich sein Gesicht zur selben breiten, biedren Visage verzog und wieder einmal zwei Spiegelbilder, ein parteioffizielles und ein pfäffisches, sich zum Verwechseln glichen. Zufällig hatte an diesem Tage Bruno vom ältesten Sohne die freudige Botschaft erhalten, der sei mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet worden, und da dieser Sohn Karl hieß, endete das Gelage mit einem köstlichen Späße. Man stellte zwei imaginäre Porträte der beiden Karls, Karl Klinkert und Karl Liebknecht, auf — der kleine Lipka aus der Buchdruckerei hatte sie flugs mit Kreide hingestrichelt, den Liebknecht wüst karikiert als zähnefletschenden Kinderschreck, den Klinkertsohn zum mild lächelnden „Schönen Manne“ geschmeichelt, — und trank abwechselnd auf beide, den einen mit „Hoch!“, den andern mit „Nieder!“ begrüßend und demgemäß die beiden Bilder behandelnd; bis das eine besudelt, mit Bier begossen, von schmutzigen Stiefeln zertrampelt am Boden unter den Kneiptischen lag, das andre aber feierlich, an der Decke des verqualmten Lokals wie in Weihrauchwolken schwebend, gehißt war. Dieser Abend bildete entschieden den Höhepunkt ihrer kriegerischen Taten, Heldenstückleins fürwahr eines unerbittlichen Heimkriegertums; im Dunste



des Erlebnisses selber schien ihnen noch, es käme dafür den Veranstaltern ebenso gut der Orden für Verdienste in der Heimat zu, wie allen den Herren Bürgermeister, Landräten, Fabrikdirektoren und Redakteuren, denen er für entsprechende patriotische Haltung verliehen ward. Doch bereits am nächsten Morgen fühlten sie sich von einem rätselhaften Katzenjammer beklemmt, die Stimmung trübte sich merklich, wenn sie sich auch nicht zu erklären vermochten, wieso, und das unentwegte Wohlgefühl war so resolut und schattenlos nicht mehr aufrechtzuerhalten. Böse Ahnungen überfielen unversehens das bis dahin harmlos siegesgewisse Gemüt; dem Brauer Schnecke wurde das Kontingent des freigegebenen Getreides immer mehr verringert, seinem Sohn drohte nun doch die Einziehung zum Militär, Bruno Klinkerts Ältester sollte als Offizierstellvertreter in die vorderste Linie, Josephs Töchter begannen an unerfreulichen, besser verheimlichten Krankheiten zu leiden. Es war, als lege man es darauf an, gerade den zuverlässigsten Stützen des deutschen Verteidigungskrieges die Sache zu verleiden. Irgend etwas schien nicht mehr in Ordnung zu sein. Im großen ganzen und auch im besonderen nicht. Da war zum Beispiel das Gefangenenlager. Als man die ersten großen Transporte kriegsgefangener Offi-

ziere eingebracht hatte, war die ganze Einwohnerschaft am Bahnhofs gewesen wie zu einem Triumphzuge, und nachher hatte man befriedigt in den Kneipen gegessen, nach dieser erhebenden Übung sich selbst beglückwünscht und belohnt, weil man das Gesindel hier so schön unter Schloß und Riegel hatte: „Prost, Herr Seichter, haben Sie den zerlumpten Russen gesehn?, das sieht ihnen ähnlich; wie kann ein Offizier so wenig propper ausschaun!“ — „Ja, und der spitzbärtige Franzose, der Geck, schlappe Kerle, nicht wahr?“ — „Prost, Herr Kanzleirat, schöne Menagerie das!“ Dann hatte ein rühriger Handel mit dem Lager begonnen, die ältesten Ladenhüter waren den Wehrlosen zu unerhörten Preisen aufgeschwatzt worden, die Krämer rieben sich die Hände, den Feind so übers Ohr gehauen und nun auch ihrerseits ihre patriotische Pflicht erfüllt zu haben. Doch der eine Lieferant neidete bald dem andern den Erfolg, erst recht wurden die unzufrieden, die zu keinem Geschäft mit dem Lager gekommen waren, und nun hieß es: „Diese ganzen vielen Gefangenen fressen uns bloß arm, wir haben selber nichts und müssen die noch mit durchfüttern! Das geht nun schon ins vierte Jahr: wie lange soll das noch dauern?“ Man fand allgemein, man hätte nun genug Krieg gehabt, der endgültige gründliche Sieg sei



jetzt einmal zu liefern und nach feierlichem Einmarsch des bekränzten Heeres mit erheblichem Kapitalzuwachs wieder ans Friedensgeschäft zurückzukehren! Die Alten wiesen auf 70/71; damals hatte alles besser geklappt, und man war fix mit der Glorie wieder bei Muttern gewesen. Woran es wohl jetzt lag, daß man so gar nicht mehr vorwärts kam?, wo sich der Feldzug im Anfang doch so hübsch anließ! Schon geriet man sich bei der Erörterung, wer schuld sei, in die Haare. Die Diplomaten und Politiker verdürben alles, seien zu schlapp, rieten von rücksichtslosen Methoden ab, die allein zum Siege führten, schielten immer nach den Neutralen, steckten wohl gar mit den Feinden insgeheim unter einer Decke, verflucht nochmal! Nein, in den Truppen sei nicht mehr der alte Geist, die vielen zuchtlosen Elemente aus der Großstadt verdürben die übrigen, man sei nicht mehr an Disziplin gewöhnt, die verrückten, gottlosen, modernen Ideen von Sichausleben und Freiheit zeitigten nun ihre faulen Früchte, aber als man beizeiten davor warnte, sei man ja verlacht worden: „Erinnern Sie sich nicht noch, Herr Kollege, wie ich schon 1911 . . .“ — „Ganz Ihrer Ansicht! An uns lag's nicht, da tat jeder das Seine. Wer damals nicht hören wollte, muß jetzt fühlen, sehr richtig! Leider haben wir selber auch die

bitter Suppe mit auszulöffeln, die andre verbrennen ließen!“ — „Mit dem U-Bootkriege, das kam auch viel zu spät, da hätte man von vornherein Ernst machen sollen, schonungslos, Herr Stadtrat, scho—nungs—los! Äußerste Strenge ist in dem Falle äußerste Milde, einmal hart angepackt, desto eher hört der Krieg auf!“ — „Ja, aber, Ehrwürden, Amerika . . .“ — „Ach was, das Krämervolk bringt doch kein richtiges Heer auf, wie sollten sie auch übers Meer kommen, da spricht unsre Flotte noch ein Wörtchen mit!“, und schließlich einigten sich die Meinungsverschiedenheiten und Bedenklichkeiten der Honoratiorenrunde doch noch einmal im vertrauensvollen Aufblick zu dem Hindenburgporträt und der Karte unter Glas, auf der sein Adjutant über das freundliche Gedenken seitens des Stamm-tisches der Stadtbrauerei mit ein paar markigen Dankklischees quittierte. Aber wenn jeder allein wieder nachts in seinem Bette lag, mußte er sich gestehen, daß der Glaube an ein glückliches Ende dieses Handels dahin war, den man doch wohl allzu leichtfertig riskiert hatte. Man pflegte seine Verbindungen mit den Großstädten zu haben, und was da so die Geschäftsfreunde brieflich berichteten, klang nicht gut. Dort ließ die Verpflegung wohl wirklich schon manches zu wünschen übrig, und auch die Söhne schrieben aus dem Felde nicht



mehr so, wie man es gern hörte, dabei kannte man seine Kinder, Verräter waren das nicht, wenn die das sagten, mußte es wahr sein. Verargen konnte man ihnen sowieso nichts, vier Jahre oder länger waren sie nun schon draußen, ein Krieg, der gar nicht abreißen wollte, ging eigentlich übern Spaß, das hätte man 1914 wissen sollen, aber jetzt saß man in der Patsche drinn! Man sollte doch wohl endlich sehen, daß man zu einer Verständigung käme, und sich lieber heut als morgen vergleichen. So schwer konnte das trotz allem nicht sein, was ein erfahrener Geschäftsmann ist, weiß wie's im Konkurrenzkampf zugeht, und wie man schließlich doch Frieden schließt, ehe beide Kontrahenten an dem hitzigen Zwiste pleite gehen: zwei Widersacher, die sich erst Feindschaft bis zur Vernichtung angesagt und mit den unflätigsten Beschimpfungen traktiert hatten, reichen mit bestrickendem Lächeln einander die Hand und trudeln als frischgebackne Kompagnons Arm in Arm durch die Versöhnungspforte. In Joseph Klinkerts Arbeiterverein befürwortete der Herr Präses die päpstlichen Friedensaktionen; Klinkert wäre jetzt geneigter gewesen, auf kritische Glossen des Buchhalters einzugehen, wenn die sich nur in einigermaßen vernünftigen Grenzen gehalten hätten. Aber dieser gottverlassne Mann meinte jetzt, der Teufel solle

vollends die Nation holen, ihn interessiere überhaupt nicht mehr, was mit ihr geschehe, dieser Fall sei für ihn entschieden, hoffnungslos, vertiefte sich in seine Konten und piff anzüglich „Lott ist tot!“ Da konnte sich Joseph schon eher bei Bruno Klinkerten Echo und Bestätigung holen, wenn der sich auch allzu eigensinnig klassenstolz überhob. Der trumpfte nämlich jetzt auf, nun würde man Deutschlands Arbeiterschaft das Reich retten sehen, die einst so schnöd verkannte Sozialdemokratie — „Vaterlandslose Gesellen, hahal“ — den Karren aus dem Drecke ziehen, er spuckte sich ordentlich in die Hände und griff sachgemäß zu, wenn er das sagte. Nun lasse die Partei ihre Beziehungen spielen, hier steckte er eine listige, diplomatisch diskrete Miene auf, die vielgeschmähte Internationale würde sich als höchst brauchbares Mittel zum Zweck erweisen, Solidarität der Fürstenhäuser, die vielgerühmte, hätte sich nicht bewährt, aber die Solidarität der Arbeiterparteien erlaube, Autorität der Feindregierungen zu Deutschlands Gunsten zu untergraben und die fremdländischen Genossen für Deutschlands Interesse zu ködern. Joseph glaubte dieselbe Tonart auch von seiner Organisation zu hören, schwarzer und roter Pseudointernationalismus ließ seine Lazarettsschiffe aufs Weltmeer der Politik, aber sie waren nur schlecht maskierte



Raubschiffe deutschnationalen Anspruchs, die letzten allzu plumpen Kriegslisten eines Kaisertums, das nicht ein noch aus wußte. Plötzlich war, wider alles Erwarten, der ganze Schwindel hinfällig, schmiß Unvorhergesehenes die Fallenstellerei parteidiplomatischer Taktik über den Haufen.

Der Telegraph arbeitete, man traute seinen Sinnen nicht, von Hamburg und Berlin kam tolle Kunde, ein Oberpostsekretär wurde ohnmächtig, der Stadtkommandant bekam Zustände, Eheleute preßten sich ungewohnterweise nachts ängstlich aneinander, das Dienstgeheimnis hatte ein Loch gehabt, man erwartete in krampfhafter Umklammerung die Sintflut, Orden und Ehrenzeichen wurden eingepackt, selig, wer ein schlichtes Zivil im Schranken hatte, man verkroch sich in seinen Bau, es war nicht geheuer, Jesus, Maria und Joseph, ein Mausloch, ein Mausloch! Man würde eventuell eine Kerze stiften, sollte der Seifensieder, das Ekel, schon den Profit schlucken, wenn einem nur nichts passierte, und aus lauter Angst wurde in dieser Nacht manches für die Vermehrung der Einwohnerzahl getan. Alle Bande frommer Scheu lösten sich, wenn der Oberste die Büchse ins Korn wirft, ist der Knecht nicht gehalten, päpstlicher als der Papst zu sein, jeder nach seinem Vermögen. Mit einem Zuge kamen ein paar Matrosen an, man

wagte nicht, nach der Fahrkarte zu fragen, in der Tür zum Amtsraume stand, ohne daß sie ihn bemerkten, der Stationsvorsteher und machte eine Verbeugung nach der andern, es gab einen kleinen Krawall vor dem Gefängnisse und vor dem Landratsamte, die Polizisten ließen sich willig die Säbel wegnehmen und zerbrechen, so gelinde davonzukommen, hatten sie gar nicht gehofft, die halbe Stadt war finster, die Bürger saßen angekleidet in der dunklen Stube und beteten den Rosenkranz, wunderten sich, daß die Turmuhr die Stunden wie sonst geruhig schlug, und manche Jahrzehnte alte eheliche Gemeinschaft erkannte sich an dem Dialoge: Frau: „Rette mich, rette mich!“ Mann: „Hab’ mit mir selber zu tun. Such’ mich in Patschkaul“

Auch das Gewerkschaftshaus hatte die Läden vorgelegt. Joseph Klinkert schickte die Töchter, die am ehesten unbehelligt blieben, sehen, was los wäre. Als zwei Matrosen am Brauhause pochten, tat ihnen der Brauer Schnecke selbst auf und verwunderte sich sehr, als sie ein Faß Bier begehrten, nicht unhöflicher als jede normale Kundschaft, und es sofort bar bezahlten und zu ihren Kumpanen karren, und er freute sich diebisch, daß er nicht, seiner ersten Eingebung folgend, mit einem Angebot von Freibier herausgeplatzt war. Sein Sohn kroch daraufhin aus der dunklen Küche, wo



er sich verbarg, heraus und stand gleich über der Situation mit einem Schlagwort, das ihm bis jetzt immer geholfen hatte: „Schlappe Bunde!“ Sein Vater aber wies auf die langjährige Erfahrung mit dem geduldigen Knechte Joseph Klinkert wie auf eine unbedingte Norm hin. Dann waren Schneckes die einzige Familie, die sich wieder getraute Licht zu machen, und man ging in allseitig ungetrübter Stimmung schlafen. Joseph Klinkert übrigens auch, als seine auf Erkundigung ausgesandten Töchter bis ein Uhr nachts nicht wiedergekommen waren: er erinnerte sich des ähnlichen, harmlos verlaufenen Tumultes am Abend der Kriegserklärung.

Zögernd öffneten am nächsten Morgen die Kaufleute ihr Geschäft. Der Kaufmann Matz hatte als erster dem Umschwung Rechnung getragen und einen ohnehin schwer verkäuflichen roten Kattun als Fahne an seinem Hause aufgezogen. Im Gewerkschaftshause suchte man fieberhaft nach rotem Tuch: dann schickte man zu Matz, und im Laufe des Tages ließ das Geschäft mit rotem Kattun sich glänzend an. Matz war als erster sicher, unter jedem Regime seinen Profit zu machen, übrigens versäumte er sogar heut nicht, die Frühmesse wie stets zu besuchen.

Die Matrosen sind verschwunden, wie sie gekommen waren. Auch dieses Gewitter wird von

dem üblichen Sonnenscheine abgelöst, wer einen Blitzableiter auf seinem Dache angebracht oder gar eine Wallfahrt zum Heiligen Florian gelobt hatte, war blamiert, „Halb so schlimm“, sagten die Gemäßigten, die Forschen schnarrten hinter den Aufwieglern „Feiges Gesindel“ her, immerhin blieben etliche Mitbürger vorläufig verschollen, waren Hals über Kopf davon, die übrigen haspelten ihren Tag wie früher ab. Als endlich Berliner Nachrichten eintrafen und man erfuhr, man lebe nun in einer Republik, bekreuzten sich die einen im stillen, die andern gähnten „Auch gut!“ In den nächsten Wochen unterstanden sich die Herren Gutsbesitzer aus den umliegenden Dörfern zwar nicht, mit livriertem Kutscher in der Staatskarosse Sonnabend vormittag anzusausen, im Hotel zum „Kaiserhof“ ihr Spielchen zu machen und spät nachts weingerötet unter Lärm und Peitschengeknall zurückzuschmettern. Ein halbes Jahr später triumphierten sie wieder, noch um die Angst von damals aufdringlicher und übermütiger, es war ein Schreckschuß gewesen und hatte sich nur erwiesen, daß das Volk niemals zu fürchten sei, protziger nahmen die Agrarier den ganzen Bürgersteig für sich in Anspruch und zechten justament auf der offenen Veranda, allen Hungerleidern zum Trotz!



Den Klinkerts schien zunächst die neue Zeit einen unerwarteten Höhepunkt ihrer Bedeutung zu bringen. Bei ihnen lag einen Moment lang das Geschick des Staates wie der Stadt. Zum Wohle aller Gutgesinnten hatten sie sich des Umsturzes bemächtigt, ehe er den unzuverlässigen Elementen, die ihn freventlich angezettelt hatten und sicherlich nur allerlei unangemessenen und zügellosen Gebrauch von ihm machen würden, gänzlich ausgeliefert war. Nun durfte die Bürgerschaft beruhigt wieder schlafen gehen mit dem Bewußtsein, die Revolution sei in vertrauenswürdiger und erprobter Obhut, man kann sich auf die Klinkerts verlassen, es ist so gut, als arbeite die Herrschaft selber die Revolution auf. Am Wochenende wird bei der Rechnungsablegung alles reell stimmen!

Klinkert Joseph setzt dem übrigen Braupersonal auseinander, daß Ordnung sein müsse und nun doch erreicht sei, daß sie auch etwas mitzureden hätten. In der Brauerei wird ein Betriebsrat gebildet, da tut man aber dem Buchhalter, dem windigen Nörgler, nicht den Gefallen, sondern wählt Joseph Klinkert: was der tut, muß richtig sein. Blinde Zerstörungswut sei kindisch, schließlich hätten alle mit Herrn Schnecke das gleiche Interesse am weiteren Gedeihen der Firma, und überspannte Forderungen stellten nur alles in Frage.

Einige von den Eisträgern, verdächtige Figuren, die nur auf Gelegenheitsarbeit gingen und nichts zu verlieren hatten, wollen Tumult machen: „Wir müssen uns die Knochen erfrieren für die Geldsäcke! Soll doch Herr Schnecke und seine Stammkundschaft sich selber in den Keller stellen und die kalten Eisstücke mit ihren feinen Pfoten einsetzen!“ Joseph bietet seine ganze Autorität auf und priestert, jeder leiste an seinem Platze das seine, Herr Schnecke arbeite ebensoviel mit seinem Kopfel! Aber die unehrerbietigen Lumpenkerle schreien, der Pfaffenknecht solle sein Maul halten, weil der junge Schnecke seine Töchter beehre, rechne Klinkert sich wohl schon zur Familie, und ob der Herr Schwiegervater sich die Haare vom Kopfe gearbeitet hätte mit lauter Nachdenken, wie er seine Angestellten am besten ausnutze. Damit rücken sie dem Joseph bedrohlich zu Leibe, noch rechtzeitig entweicht er durch den dunklen Gang zum Flaschenspülraum, läuft eigenmächtig zur Polizeiwache und läßt die gefährlichen Meuterer festnehmen. Nachher stellt ihn der Buchhalter zur Rede, ereifert sich über unkollegiale, ja unmenschliche Gesinnung, Mangel an Klassenbewußtsein, daß Joseph gereizt entgegnet: „Mit dem povren Gesindel stell' ich mich noch lange nicht auf dieselbe Stufe! Ich bin, Gott sei Dank, ein



Mann in geordneten Verhältnissen, wenn sie auch bescheiden sind!“ Da wirft es den hysterischen Menschen um, Klinkert erschreckt, holt gleich Wasser, sagt aber dem Chef nicht, wie das mit dem Ohnmachtsanfall des Schreibers sich verhält. Obenauf und gefestigt ist er erst wieder am Prozeßtage, würdigt die sinnlosen Rebellen keines Blicks, macht stramm seine belastende Aussage, ohne mit der Wimper zu zucken, und läßt sich mit einer Art Hochgefühl abends von den begeisterten Stammgästen traktieren. Bruno Klinkert rettet gar die ganze Fabrik, zum Dank dafür, daß sie ihn stets so erfolgreich vom Kriegsdienste reklamierte. Ein paar Heißsporne, Bengels von achtzehn, neunzehn Jahren, nicht mal eingeschriebene Parteimitglieder, weil sie größtenwahnsinnig behaupten, die sei ihnen nicht radikal genug, haben sich einen Anhang zu schaffen gewußt, mit dem sie in die Fabrik rücken unter dem kindischen Ansinnen, den Betrieb in eigne Regie zu übernehmen, für ihresgleichen zu besetzen. Bruno, der Vertrauensmann, manövriert geschickter, geht scheinbar auf ihre Forderungen ein, beantragt aber, daß ein Ausschuß die Fabrik im Namen der Arbeiterschaft verwalte. Diesen Ausschuß läßt er aus seiner eignen Wenigkeit und Leuten seinesgleichen bestehen und nun den Betrieb über die

2

Krisenzeit weiterführen, legt abends immer heimlich dem Chef Rechenschaft ab und regiert zu dessen Nutzen und Zufriedenheit. Glänzend wie nie zuvor steht sich dabei der Chef: andre tragen die Verantwortung und halten für ihn die Sache solange tüchtig zusammen, bis er selbst wieder offensichtlich das Kommando übernehmen kann.

Und nun wird wirklich die rote Partei auch offiziell als Machtfaktor in die Anerkennung dieser Siedlung aufgenommen. In der Stadtverordneten-schaft teilt sich klerikale und sozialdemokratische Sippe in die Sitze, die Matadore beider Gruppen bekommen die heißersehnte Würde und den Dauerposten, was man erstrebte, ist erreicht, und die Revolution kann für gesichert und glücklich beendet erklärt werden. Wer nach ausgegebner Parteiparole auf Friedensschluß sein Temperament nicht bändigen kann, hat als Freischärler, Franktireur belgischen Gedenkens, zu gelten und ist als schädlicher Störenfried, der ein so über Erhoffen günstiges Geschäft in Frage stellt, für alle vogelfrei. Längst herrscht im Städtchen wieder Ordnung und Übereinstimmung, und man fühlt sich Berlin furchtbar überlegen, wo immer noch der Kampf zwischen Einsicht und Schwarmgeisterei, Biedermännern und Hungerleidern unentschieden ist. Endlich melden Extrablätter Rosa Luxemburg



burgs und Liebknechts Ende, es geht wie ein erlösender Ruck durch die Stadt, Joseph und Bruno drücken sich stumm die Hände, diese Nacht ist wie Silvester oder Kaisers Geburtstag, Polizeistunde darf die Feier so kolossalen Ereignisses nicht beeinträchtigen, die Zeit der ersten berauschten Siegesbotschaften scheint wiedergekehrt. Schade, daß nicht abermals die Glocken läuten, aber ein Sohn dieser Stadt ist hervorragend am Werke der Vaterlandsrettung dort in Berlin Helfer gewesen, und das gibt allen Mitbürgern das erhebende Empfinden, am Geschehnis beteiligt zu sein. Man erinnert sich noch ganz gut des kleinen Leutnants, der immer so herausfordernd mit dem Säbel auf dem Ringpflaster geklirrt und schneidig jeden „Kerl“ angehalten hatte, dessen Ehrenbezeugung nicht ganz korrekt und stramm gewesen war. Ja, der hatte schon zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, war kapabel, ohne viel Federlesens die Kanaille zur Raison zu bringen. „Mir ist er noch fünfzig Flaschen Sekt schuldig, hat es wohl damals in der Aufregung des Kriegausbruches vergessen, na, die ist seine Rettertat jetzt wohl wert!“ — „Meinen Ammi, der freilich von schlechter Rasse war, Promenadenmischung, nun ja, unsereins nimmt halt, was er kriegt, hat er lendenlahm geprügelt, als das Biest seine echte Dobermannhün-

2

din behüpfen wolltel" — „Mein Karl mußte drei Tage in den Kasten, weil er nicht schnell genug vor ihm vom Trottoir sprang. Dafür wurde er dann ein um so dienstefrigerer und adretterer Soldat; es geht nichts über eine straffe Zucht!“ Sogar der Bankier Prager, dessen Sohn unter dem Herrn Leutnant als Einjähriger gedient, zum Gaudium der Kompanie nach allen Regeln der Schikane als Judenaas, beschnittnes Jüngelchen und, wenn Herr Leutnant gut gelaunt und witzig waren, als koschrer Prager Schinken sich hatte titulieren lassen, prahlte: „Mein Bobb war Liebkind bei ihm!“ Dann veranstaltet man eine Sammlung und schickt eine beträchtliche Summe für die „Braven vom Edenhotel“. Und als im Gewerkschaftshause ein begriffsstutziger Genosse aufbegehrt, dieser Leutnant sei doch der nämliche, der ihm einst seine einzige Tochter, die Berta, zuschanden gemacht und dann mit einem Kinde hätte sitzen lassen, legt ihm Bruno Klinkert die Hand auf die Schulter, drückt den Erregten auf seine Bank zurück und befiehlt, unfehlbar, keine Widerrede dulgend: „Und nun kannst du stolz sein auf so einen Enkel, Karle!“ Am Sonntag predigt der Superintendent über den Text: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ Während des Krieges hatte er den Garnisonpfarrer vertreten und durch seine Re-



den zur Hebung und Festigung des vaterländischen und militärischen Geistes viel beigetragen und in dieser Diasporastellung erreicht, daß die katholischen Kollegen ihm den intimen Umgang mit den Spitzen der Militärbehörden neideten. Dem katholischen Klerus bleibt jetzt nichts andres übrig, als den Empörer Huß und sein schlimmes Ende in ihren Predigten als Beispiel zu gebrauchen — an Luther wagten sie sich in dieser Zeit notwendigen Zusammenhalts doch nicht. Die weiteren Scharmützel in Berlin und Sachsen um die politische Herrschaft erwecken dann hier kaum noch Interesse, man sieht es von der Provinz aus als die letzten Plänkeleien versprengter Trupps an, es stand fest, daß die Wehrmacht der Regierung damit fertig werden würde, für ein Heer, das einer ganzen Welt widerstand, sei das eine Kleinigkeit, denn man hatte längst vergessen, daß besagtes Heer nicht gesiegt und laut Friedensvereinbarung eigentlich als nicht mehr vorhanden zu gelten hatte. Im Gewerkschaftshause hieß es immer „Unser Noske“ und die Willigen hatten nur das Hindenburg gewährte Vertrauen auf die neue Firma und ihren Geschäftsführer zu übertragen, der wirklich bestrebt war, die Fleischerei im Sinne des verehrten Herrn Vorgängers und zur Zufriedenheit der Stammkunden weiter zu führen.

Hurtig, prompt wie im Märchenbuche für allzu artige Kindlein entwickelte sich deutscher Zustand zu seiner alten Norm zurück. Hier in der Provinz hielt man kaum noch für nötig, die Verschleierung durch die neue Fassade aufrechtzuerhalten. Uniformierte Monokeljünglinge krächten wieder, Untergebne rissen die Knochen zusammen, herrlich war's, in einer Welt ewiger Kriegsbereitschaft das Wichtigste zu sein, legal oder illegal, das waren nur Worte, von Mißgünstigen geprägt, die federleicht wogen, jedenfalls existierte stets ein Feind, äußerer oder innerer, Pole, Jude, Bolschewik oder Kommunist! An die blamable Angelegenheit mit den Friedensverhandlungen und -bedingungen kehrt man sich besser nicht, die gehen einen ja auch nichts an, waren von Leuten vereinbart, die von den angestammten Gewalten kein Mandat hatten und bald ihren Lohn beschen würden, oha! Gerade singt man, was denen nicht in den Kram paßte, und trägt die Farben, die sie verschandelt hatten, und ist immer auf den kommenden Schlag, der alles gut macht, gefaßt. Der „ewige Erbfeind“, das ist etwas, was dem simpelsten Gemüte eingeht und woran nicht zu rütteln, und ein Begriff wie „das perfide Albion“ macht alles leicht und übersichtlich. Man weiß, wie und wo, und wer an aller Kalamität schuld ist, und hat bloß ohne Rücksich-



ten nach der Methode: den Finger drauf, das nehmen wir! zu verfahren und bis zur Beseitigung des einzig in Frage kommenden Hindernisses nicht nachzulassen. Außerdem liegt einem ja nur dies Metier, hiervon zieht man seinen Profit, Geldgeber sind immer vorhanden, tut's der Staat nicht mehr, gibt es Industrielle, Großgrundbesitzer, Cliques und Organisationen genug, die mit dem Solde nicht knausern. Anderer Leute Geschäft blüht anderswo: der Lederhändler in der Quergasse war von Heereslieferungen reich geworden, den und jenen nannte man insgeheim Schieber, ein Prozeß hatte Aufhebens gemacht, schließlich aber blieb in den Maschen des Gesetzes bloß ein armseliges Zahlmeisterlein hängen, ein unfähiges Insekt, das am wenigsten bei der Machenschaft geschluckt hatte, der großen Herren Freispruch wird in gewissen Villen splendid gefeiert, die Rehabilitation vollständig zu machen, gab auch der Herr Polizeinspektor der Einladung statt, ja, auch die oft verläumdeten Gestrengen können menschlich sein, wenn's drauf ankommt! Der junge Herr Schnecke, der jetzt die Brauerei leitet, macht gleichfalls Nebengeschäfte heikler Art, die mehr einbringen: fährt oft nach der nahen Tschechoslowakei hinüber und lebt in aufregenden Handelsaktionen. Das ganze Städtchen wurde eine einzige kleine

Börse, an der alle verdienen, zwar steigen die Preise fortwährend, dennoch gewinnt jeder dabei, die Bauern, die Mittwoch und Sonnabend das ihre zu Markte bringen, die Bäcker, die Fleischer, die Schuhmacher, hinterm Stadtpark auf die Berge zu bauen die Hochgekommenen sich Villen, treffen zwei einander, klingt es statt: „Gelobt sei Jesus Christus!“ „Wie steht der Dollar?“ Es geht hoch her, und über den Sauf- und Schlemmertischen hängt am Kleiderhaken ein vergeßnes Zeitungsblatt mit dem stereotypen Leitartikel heutigen Datums: „Das verarmte Deutschland.“ Es gab in der Stadt ein paar alteingesessene jüdische Familien, die eine unaufdringliche, in bescheidenen Grenzen wohlhabende Existenz führten. Ihrer geringen Anzahl nach spielten sie weder im öffentlichen Leben noch als Geschäftskonkurrenz eine Rolle, versuchten es auch nie und waren keinem Menschen zu leide. Plötzlich hat die Stadt den Ehrgeiz, auch an antisemitischem Radau nicht hinter dem übrigen Deutschland zurückzustehen. Es bildet sich eine antisemitische Ortsgruppe, und der versoffene Speunkenwirt Becker hält darauf, daß seine unappetitliche Kellerhöhle, die nur noch notorische Raufbrüder, nirgends wo anders geduldet, besuchen, „judenrein“ bleibe. Den Anschluß an die offizielle Form deutschen Gemeinwesens hält aber im Äuße-



ren die Stadt wenigstens mit dem Schwarz und Rot ihres Parlaments durch. Zentrum und Sozialdemokratie bestimmen als neue Regierungsparteien, führen manchmal einen kleinen Scheinkrieg miteinander, um ein bewegtes politisches Leben vorzutäuschen und ihre Anhänger bei wachem Interesse zu halten, haben sich insgeheim längst verständigt und anerkennen sich mit dem Augurenlächeln, das den unter vier Augen geschlossenen Kuhhandel auf dem Forum quittiert. Die Klinkerts hatten bei alledem keine weitere Erhöhung ihrer Position mehr erlangt. Für Brunos Partei war aus Berlin ein erfahrener Parteisekretär gekommen, ein gewandter, aalglatte Diplomat, der die Sache in Schwung bringen sollte. Plötzlich stürzt sich auch der alte Herr Schnecke ins politische Getriebe, entdeckt sein soziales Herz, ablehnend habe er den Bestrebungen nie gegenübergestanden, hätte sonst ein Mann wie Joseph Klinkert solange bei ihm ausgehalten? Kurz und gut: Herr Schnecke zieht als sozialdemokratischer Vertreter ins Stadtparlament; ja, auch unsre Partei hat nun so honette Leute aufzuweisen als irgendeine! hieß es stolz im Gewerkschaftshause. Joseph Klinkert war paff, was sollte er davon halten? Aber zunächst hat er genug mit seinen eignen Angelegenheiten zu tun. Der junge Herr Schnecke begann die Brauerei von Grund aus

neu zu organisieren, anscheinend auf sozialistischer Grundlage mit Betriebsräten und dergleichen, aber es kam darauf hinaus, daß der eine Arbeiter den andern um so schärfer kontrollierte. Dieses System wurde ein gut funktionierendes Spitzelnetz, das selbsttätig wirkte, die Fabrikleitung vom Odium der Ausbeutung befreite und doch durch die Organisation diese Unterdrückung gewaltsamer und ständiger besorgen ließ, als die Direktion selbst es vermocht hätte. Der Buchhalter war eines Tages verschwunden und blieb verschollen; der unruhige Geist wird wohl da draußen dem Schicksal aller solchen turbulenten Wirrköpfe verfallen sein, schade immerhin, trotz allem hatte man sich an ihn gewöhnt, der neue Buchhalter, ein ehemaliger Schreibstubensergeant, war ein schwieriges Kapitel. Ja, und was sollte mit Joseph Klinkert geschehen? Selbstverständlich werden alte Kutscher durch junge, frische Kräfte ersetzt, ehemalige Kavalleristen, die gute, schneidige Pferdehalter sind. Aber glatt hinauswerfen konnte man das Ur-Inventar, den Klinkert, auch nicht, nachdem eben erst der alte Herr Schnecke unvorsichtig auf den „treuen Diener“ gewiesen hatte als Empfehlung für seine Stadtverordneten kandidatur. Schließlich findet sich noch Gelegenheit, ihn zu beschäftigen. Zunächst hat er Nacht für Nacht



den Obstgarten zu bewachen, dem schon einmal Diebe einen Besuch abstatteten. Er bekommt ein Gewehr in die Hand und patrouilliert von Einbruch der Dunkelheit bis frühmorgens unter den Apfel- und Birnbäumen auf und ab, Schneckes haben sich einen Hund erspart. Klinkert ist ihnen übrigens sehr dankbar, er hatte schon das Schlimmste befürchtet, wo er ja wirklich nicht mehr viel wert ist, er hätte neulich weinen mögen, die Brauburschen hoben Fässer und er faßte in alter Erinnerung mit zu, früher war ihm eine volle Tonne ein leichtes, jetzt brachte er knapp ein Achtelgebinde hoch, es blieb eine Schande! Die Töchter wollten ein paar Birnen und Äpfel von seiner Wache mitgebracht haben, aber da kamen sie schön an: er wagte nicht einmal, für sich selber eine Frucht zu nehmen, wenn er während der Wache Appetit bekam. Seine Frau meinte, er könne doch wenigstens den Abfall auflesen, den der Wind von den Ästen schüttle, und der doch dann im Grase faulen und verderben müsse — selbst dazu ließ er sich nicht bewegen. Im Winter darf er Eis im Keller einsetzen, schön sauber macht er das, mit spielerischer Freude, wie sich nach und nach eine Mauer und eine ganze Burg fast aus dem schimmernden Materiale fügt; schade nur, daß diese Verrichtung seinem Rheumatismus

so wenig zuträglich ist! Aber schonen darf sich eben keiner im Leben. Zum Frühling harkt und bestellt er Herrn Schneckes Park, dort um die weiße, rotbedachte Villa am Flusse, macht hübsche neue Wege mit rotem Sand, sät Gras, pinselt die zwei Ruderboote mit schön grellen Farben, malt kunstvoll auf das eine „Irene“, den Namen von Herrn Schneckes Gemahlin, aufs andre die inhaltsschwere Signatur „Germania“, er überlegt angestrengt, ob damit der Name seiner Zentrumszeitung, der Name der neuen Biersorte: Starkbier in annähernd Friedensqualität gemeint ist oder gar ...

Wundersam scheint schon die Sonne, als würde von weitem die Sommersonne gezeigt: „Schaut, das bekommt ihr, wenn ihr bis dahin hübsch brav bleibt!“ In einer zarten, weithin fließenden Helligkeit liegt alles Land, daß die Wagen, die Reiter, die Schreitenden oben auf der Brücke einen verklärten Zug gleicherweis in die unendliche Freiheit Strebender zu bilden scheinen. Ein Ton, der zutiefst das Herz lockert, durchzittert die ganze Natur, ein Ton, der alle Hecken fallen läßt und jeden, der seine Füße rühren kann, lockt, ohne Bürde, ohne Pflicht, ohne Treue, ohne Gehorsam seiner eignen Lust am Leben nachzulaufen und über alle Berge zu sein. Den Klinkert Joseph ärgert •



dieser Ton, dieses verfluchte Summen im Ohr, fortwährend wird man gemahnt, daß man alt geworden ist, früher hatte ich das doch nicht — er stößt die Schaufel wütend in einen Maulwurfs-  
hügel, hoffentlich dem Biest gerade ins Rückgrat. Plötzlich hört er jenseits des Gartenzaunes Getrappel, Rufen, er lugt: entflohen da nicht einer im Sträflingskittel dem Gefangenenaufseher, noch dazu dem dicken Scharwanke, und kommt geradeswegs auf den Winkel am Fluß zu, kein Mensch weit und breit, und sobald der Kerl um die Ecke flitzt, hat er das Weite erreicht — warte, du Luder, mich hast du ja wohl nicht hier vermutet! Mit einem Satz ist Joseph übers Gitter, nimmt noch einmal allen Elan zusammen, dessen seine alten Glieder überhaupt fähig sind, riitz ist der Anzug an den Dornen so gut wie hin, schadet nichts, desto wütender wird er auf den Halunken, der daran schuld ist, und springt den Galoppierenden an, der sich auf solchen Angriff im letzten Momente nicht mehr gefaßt machte, packt ihn, duckt ihn und krallt sich unter mühsamer Aufbietung seiner ganzen Atemkräfte so lange fest, bis prustend, wetternd, in Schweiß gebadet Scharwanke dazu kommt. Nun fallen die beiden in ehrlicher Entrüstung über den Häftling her, das setzt ein paar Zünftige mit der flachen Klinge: „Dir Aas werd' ich zeigen, wie

Ausrücken schmeckt! Willst mir wohl ein Verfahren wegen Fahrlässigkeit auf den Hals laden, Kanaille?“ und von dem angekurbelten, hochgemuten Joseph ein paar derbe Mauschellen rechts und links, hei, er kann's immer noch, wie das fleckt: „Mit euch Hungerleidern wird selbst so ein alter Kracher wie ich fertig! Träumtest wohl, du seist ein feiner Herr, daß du so auf eigne Faust am hellichten Tage spazieren gehen wolltest? Nicht so hastig, mein Junge, für dich pfiß die Fabrik-sirene noch nicht Feierabend; warte hübsch, bis du dran kommst!“ Eine Schar Neugieriger hat sich doch nach und nach eingefunden, Joseph fühlt sich als Held, erzählt zum soundso vielen Male den Hergang und verlangt immer wieder mit ermunterndem Rippenstoß vom Ausreißer die Bestätigung des Berichts, bis endlich ein großer joh-lender Volkshaufen den Flüchtling ins Gefängnis zurücktransportiert. Wundersam scheint noch die Sonne, aber als Joseph mittags nach Haus kommt, ist ihm nicht mehr so wohl, er hat nicht einmal recht Freude daran, den Seinen das Bravourstück ausführlich vorzumachen. Er muß sich doch wohl beim Rennen und beim Sprunge übern Zaun, dem Handgemenge oder auch beim Austeilen des Den-kzettels übernommen haben, weiß der Teufel, ihm wird übel, schwindlich ist ihm auch, und im Kopfe



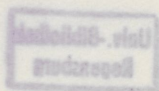
rumort's. Die Klinkerten geht in die Brauerei hinüber, ihn zu entschuldigen, und er legt sich ins Bett. Drüben schiebt man alles auf den Ausreißer, schon heißt es, er hätte den armen Klinkert übel zugerichtet, am liebsten holten ihn Klinkerts Arbeitskollegen aus dem Justizgewahrsam und lynchten den Rohling. Am nächsten Morgen kann Klinkert doch nicht aufstehen, im Gegenteil, sein Zustand hat sich verschlimmert, abends redet er schon fiebernd wirres Zeug, der Krankenkassenarzt konstatiert eine Gehirnerschütterung, die er gegen den Flüchtling zu Protokoll geben wird, solche renitenten Burschen müssen einmal ordentlich was drauf kriegen!, mit diesem Trost verabschiedet er sich von Klinkerts Frau. Dann bekommt Joseph Klinkert die Sterbesakramente, der Herr Präses vom katholischen Arbeiterverein, Oberkaplan Machnick, ist persönlich erschienen, und als Joseph in einem lichten Momente ergeben flüstert: „Es ist auch besser so — den zerrissnen Anzug hätte mir der Herr Schnecke doch nicht ersetzen können, ich hab' ihn ja nicht direkt in seinem Dienste zerrissen!“, muß der Pfaffe sein Gesicht, aus Rührung wohl, eine Sekunde zur Seite kehren. Schneckes schicken sogar öfter und lassen fragen, wie's dem alten Klinkert ginge. Aber es geht eben nicht mehr, und am vierten Tage können

die Inserate in die Zeitung gegeben werden: „Unser geliebter Gatte, Vater, Onkel usw.“ „Mein langjähriger treuer Untergebener.“ „Unser geschätztes Vereinsmitglied und Vertrauensmann.“ Die Beredigung wird eine imposante Kundgebung: der Arbeiterverein mit Musik, die Schneckes in ihrer Equipage, die gesamte Brauereibeamtenschaft, ein paar geistliche Herren und der Gefängnisdirektor sind mit Genugtuung zu buchen, Schneckes Töchter in neuen schwarzen Kostümen, richtig schick, wie die sich herausgemacht haben, die können von Glück reden, die älteste ist Frau Sekretär geworden, ihr Mann ist beim Magistrat, weiß der Himmel, wie sie sich noch so was angelte nach alledem, was sie hinter sich hat! — „Aber er mußte doch, liebe Frau Rieger, wissen Sie denn das nicht, er mußte doch, das war verflucht schlau eingefädelt!“ — „Und die Trude?“ — „Die hat's nicht nötig zu heiraten, die hält doch der Stadtrat Winter aus, da ist das Mäd'el besser dran, da kann sie immer drohn, wenn's ihr nicht paßt!“ — „Was Sie nicht sagen! Der Stadtrat Winter, der so eine reizende, vornehme Frau hat, treibt's auch noch mit der herumgewischten Klinkert Trude?“ — „Ja wohl, grade weil's was ganz andres ist!“ — „Die Männer, die Männer . . .“ — „Das Glück! Das Glück!“ — „Und die Frau, die weiß das?“ — „. . . in



Ewigkeit Amen!“ Auch Bruno Klinkert ging mit zur Beerdigung und sein Ältester, der jetzt bei der Sipo ist. Und viele, viele andere Klinkerts geben das Grabgeleit. Eine stattliche Menge, wenn man sie so überblickt, denkt man: Gnade Gott, wenn die einmal alle zusammen unzufrieden werden und aufbegehren und die Welt für sich mit Beschlag belegen! Aber sie werden schon nicht. Sie sind stets hübsch manierlich und sagen zufrieden: „Wir haben menschenwürdige Arbeitsbedingungen erreicht, mehr ist nicht zu kriegen. Reiche und Arme gab's immer. Und unser Interesse geht überdies mit dem der Herren zusammen. Bei offnem Kampfe kommt für uns nichts heraus, wir können's doch nicht durchhalten, nützlicher einigen wir uns im guten!“ Sie haben fast Scheu vor der Selbständigkeit. Ist ihr Tag geregelt von früh um sechs Uhr bis abends um acht, hat alles seine Ordnung und steht nichts in Frage. Sie sind Brauarbeiter, Maschinenschlosser, Kutscher, Maurer, Sandträger, Müllräumer, Packer, Straßenfeger. Abends besuchen sie ihre Vereinsabende, hören, was ihnen vorgetragen wird, ein wenig müde schon an, wundern sich, daß es trotz der schönen Reden ihrer Führer nicht rascher vorwärtsgeht, beruhigen sich aber: „Gut Ding will Weile haben! Rom ist auch nicht an einem einzigen Tage erbaut worden!“

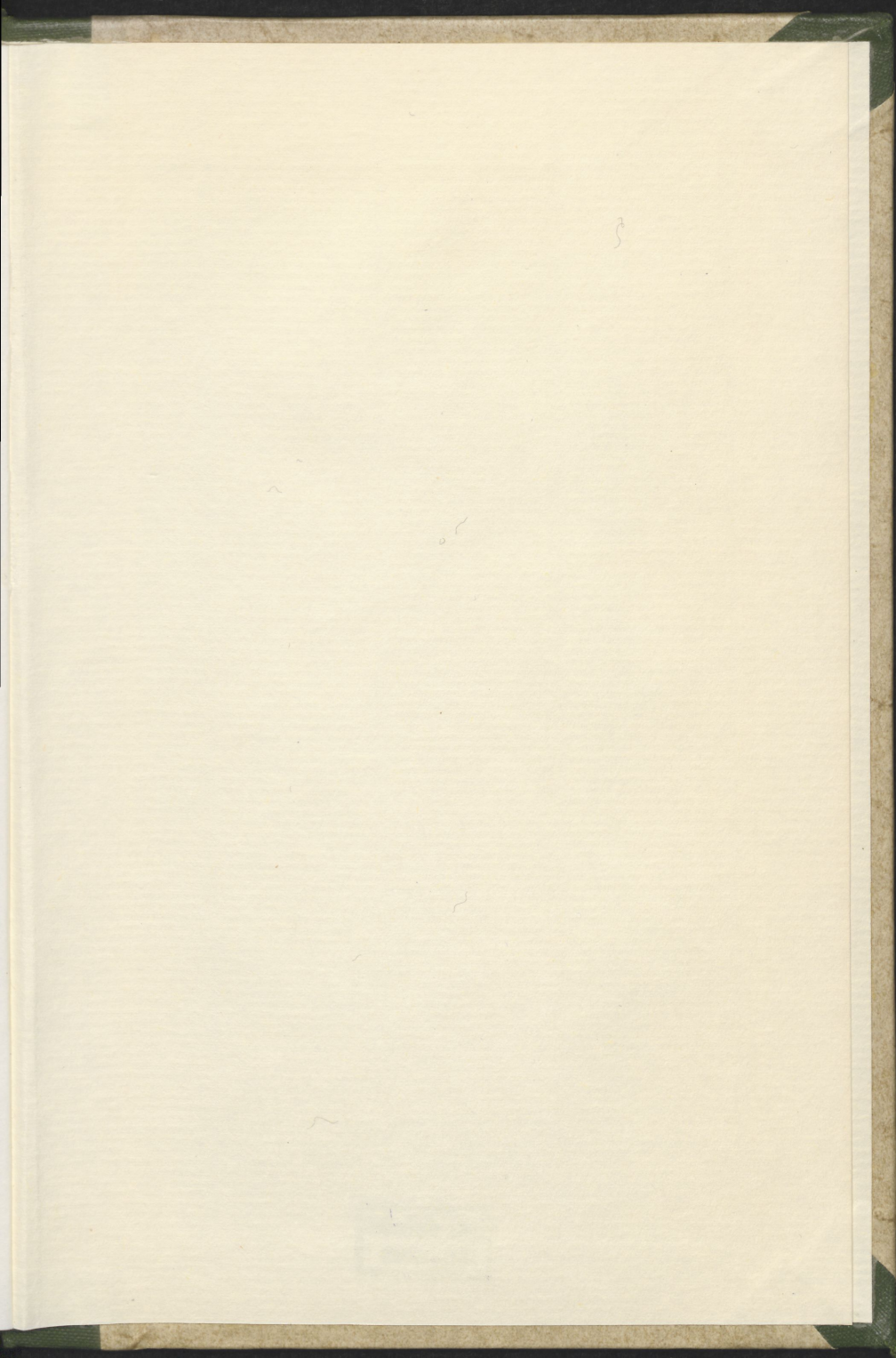
glauben willig an eine friedliche Entwicklung und demonstrieren in peinlich korrektem, gemütlichem Vereinszuge, wenn ihre Instanzen sie dazu aufrufen. Daß einer für sie mit dem Kopfe durch die Wand will, halten sie für Betrug, Verbrechen, Wahnsinn. Haben Schneckes in ihrer Villa ein Gartenfest, stehen sie geduldig draußen am Zaune, glücklich, all die Lampions, die feingekleideten Damen und Herren, das Feuerwerk, die raren Speisen und Getränke aus der Distanz ansehen, die bizarren Weisen der Tanzstücke, wie sie nach dem modernen Geschmacke vornehmer Leute klappern, anhören zu dürfen. Sie bringen die Gitter an vor den Schaufenstern der Delikatessengeschäfte und Juwelierläden, sie installieren die elektrischen Alarmapparate „Diebestod“, schmieden die Sicherheitsschlösser für die Luxuskabinen der Begüterten. Reaktionär sind sie nicht, o nein, sie nehmen an der Politik im fortschrittlichen Sinne jeder Färbung teil: sind Zentrumsleute, Sozialdemokraten, Unabhängige, Kommunisten. Sie sind jedenfalls bei einer bestimmten Partei eingeschrieben und eingeschworen, nicht so vager Mischmasch, kommt ihnen einer mit anarchistischen Phrasen, Aufwiegelei ohne realen Hintergrund, phantastischer Vorspiegelung und dergleichen, genügt der Griff in die Brusttasche, das Mitgliedsbuch mit dem





pünktlich bezahlten Beiträge dem Versucher unter die Nase gehalten, daß gegen so handgreiflich schlechtes Argument jede verstiegenere Forderung platt ist! Sie werden nicht so bald aussterben; die Klinkerts sind eine weitverbreitete Art.

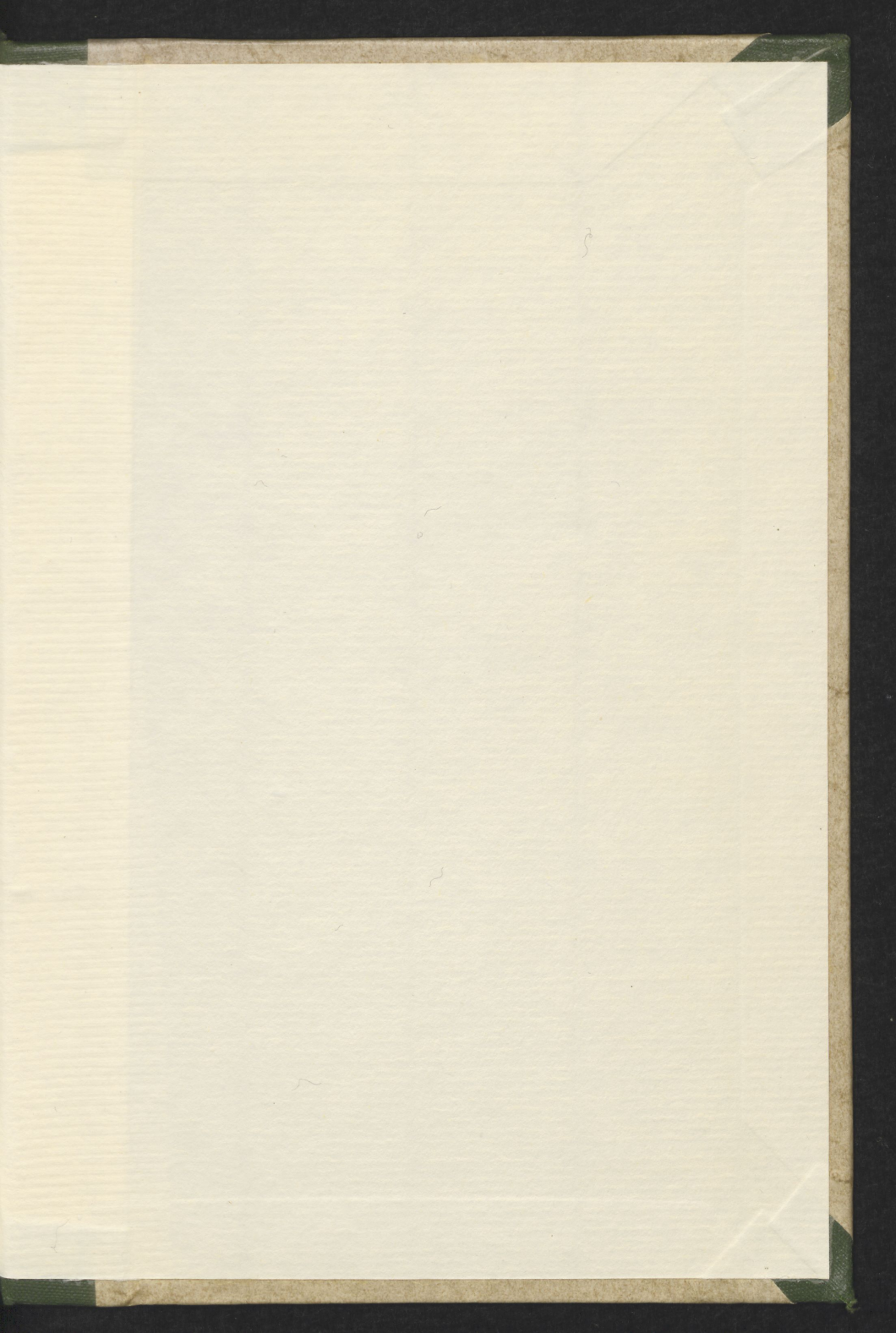
Diese vier Erzählungen wurden im Jahre 1922 geschrieben



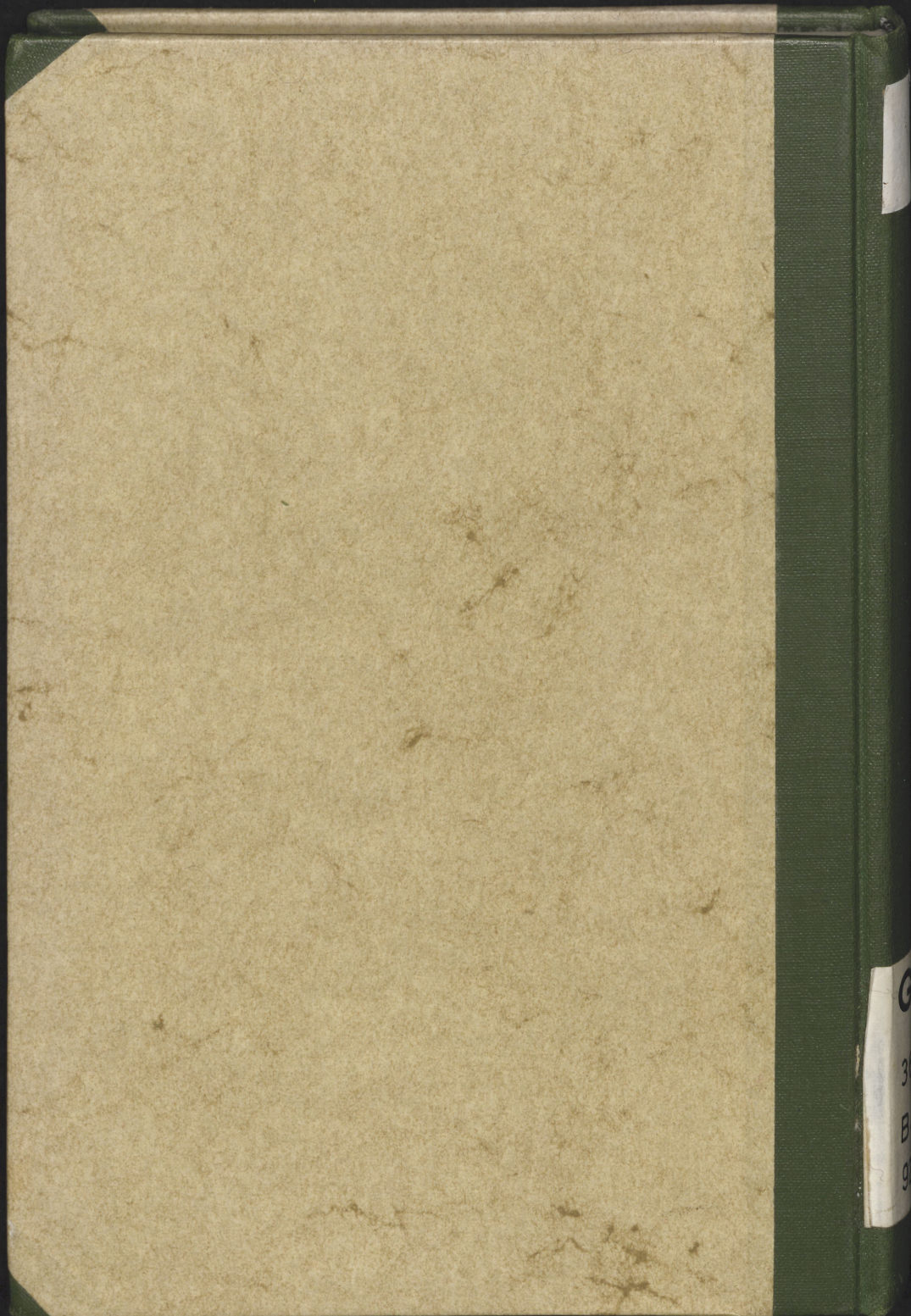


THE UNIVERSITY OF CHICAGO  
THE EAST ASIAN LIBRARY  
540 EAST 57TH STREET  
CHICAGO, ILL. 60637  
U.S.A.











werden. Stören kurz vor Schluß die Offiziere oder die Studenten das Fest, indem einer mitten im Saale auf einen Tisch steigt und in das Largo von Händel hinein fragt: „Wo ist ein Weib zum Amüsieren?“ oder eine Kette gebildet, und das Frauenmaterial mitten aus solidestem Tanze herausgefegt wird, grinsen die Klinkerts nachsichtig, ja anerkennend, als wüßten sie von dem Kommersliede „Studenten sind fidele Brüder“ und hätten nichts daran auszusetzen. Übrigens gedenkt Klinkert gern seiner Militärzeit, hat auch noch überm Bett das Gedenkblatt hängen, wo dem feschen Dragoner auf dem martialischen Rosse die eigene Photographie als Kopf aufgepappt ist. Ein so kühner Reiter war er offen gestanden gar nicht gewesen, sondern immer abgepurzelt, vom Vorgesetzten schlimm genug angebrüllt, geknufft, und schließlich, weil er die ganze Schwadron verschandelte, zum Kartoffelschälen in die Küche abgeschoben worden, auch zeitlebens „Gemeiner“ geblieben. Dennoch war er stolz auf diese Episode in „des Kaisers Rock“, erinnert sich der vielen Schläge und Beschimpfungen so nachsichtig, ja launig, wie ein Erwachsener die Unbilden der Schulzeit zurückdenkend gelten läßt und mit entschuldigender Romantik verklärt. Er gehört ja auch dem Kriegervereine an, ist da mit dem Amtsrichter Hauptmann der Landwehr Bollert





[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)